

Mario König

Neuere Forschungen zur Sozialgeschichte der Schweiz

Wissenschaftliche Untersuchungen entstehen nicht im Alleingang, wenn auch vielfach in der Einsamkeit des Langstreckenläufers. Um den gesellschaftlichen Kontext anzudeuten, in dem sich die jüngere Sozialgeschichte der Schweiz entwickelte, seien einige Bemerkungen vorausgeschickt, ohne auf die existierenden, bis zum Jahrhundertanfang zurückreichenden Anfänge – Genf verfügte bereits vor dem Ersten Weltkrieg über einen Lehrstuhl für Wirtschaftsgeschichte – und die Gründe für deren Zurückbindung hier eingehen zu können.¹ Ähnlich wie in Deutschland fanden innovative geschichtswissenschaftliche Ansätze zum Teil in der Mediävistik ein Refugium²; der wissenschaftliche Hauptstrom bewegte sich indessen in traditionell politikgeschichtlichen Bahnen. Nach einer knappen Skizze der sozialgeschichtlichen Wende der Schweizer Historiographie in den 1970er Jahren werde ich mich im folgenden zur Hauptsache mit Publikationen der letzten drei bis vier Jahre befassen; das Schwergewicht liegt auf einzelnen größeren Arbeiten zur Geschichte des 19. und 20. Jahrhunderts bei gelegentlichem Verweis auf Beiträge in Zeitschriften; der Aufbau ist chronologisch-thematisch angelegt.

1. DIE INSTITUTIONELLE ETABLIERUNG DER SOZIALGESCHICHTE

Noch Mitte der 1970er Jahre beklagte ein einschlägiger Bericht »die Eintönigkeit der schweizerischen Geschichtsschreibung nach 1930, [...] die fehlenden Impulse in der geistigen Isolation des Kalten Krieges, der universale Offenheit verdächtig machte«.³ Zu jenem Zeitpunkt allerdings hatte – parallel zur westdeutschen Entwicklung und vielfach beeinflusst von dieser – bereits eine Wende eingesetzt. Die kräftig steigende Zahl und ungewohnte Kritisierlust der Studierenden, der Ausbau der Hochschulen sowie der kulturelle und politische Reformschub im Gefolge von »1968« schufen eine Nachfrage nach neuen Perspektiven auf Altvertrautes, weg vom isolationistischen Blick auf den »Sonderfall Schweiz«.

Wirtschafts- und sozialhistorisch Interessierte sahen sich damals einem seit den 1930er Jahren festgefügt Kanon liberal-konservativer und national-patriotischer Geschichts-

1 Ein Überblick dazu fehlt; einige knappe Angaben bei: *Ulrich Im Hof*, Von den Chroniken der alten Eidgenossenschaft bis zur neuen »Geschichte der Schweiz – und der Schweizer« in: *Geschichte der Schweiz und der Schweizer*, Bd. 1, Basel 1982, S. 9–18; fragmentarisch, wenn auch informativ bezüglich einiger Spezialgebiete, ist die Bestandsaufnahme in: *Schweizerische Zeitschrift für Geschichte*, 41, 1991; zum erwähnten Genfer Lehrstuhl siehe die Biographie von dessen langjährigem Inhaber: *Victor Monnier*, William E. Rappard. Défenseur des Libertés, Serviteur de son Pays et de la Communauté Internationale, Genf 1995.

2 Auch für die Schweiz sind hier gelegentlich Anleihen beim völkischen Denken zu beobachten; siehe neuerdings die interessante biographische Skizze über den Hitler-Verehrer Hektor Ammann: *Christian Simon*, Hektor Ammann – Neutralität, Germanophobie und Geschichte, in: *Aram Mattioli* (Hrsg.), *Intellektuelle von rechts. Ideologie und Politik in der Schweiz 1918–1939*, Verlag Orell Füssli, Zürich 1995, 289 S., Ln., 59 Sfr., S. 29–53.

3 *Adrian Hadorn/Markus Wick*, *Geschichtsschreibung der Schweiz*, in: *Die Schweiz, vom Bau der Alpen bis zur Frage nach der Zukunft*, Zürich 1975, S. 39–42, hier S. 42.

bilder gegenüber. Deren politische Fügsamkeit gegenüber der propagierten Staatsräson – vom Mythos der Schweiz als »älteste Demokratie«, die dank ihrer bewaffneten Neutralität und inneren Geschlossenheit die europäischen Katastrophen von 1914 bis 1945 unbeschadet überstanden habe – war der wissenschaftlichen Kreativität nicht eben förderlich gewesen. Zentrale Impulse zur Veränderung kamen denn auch von außen. Schon seit den 1950er Jahren hatte der Politologe Erich Gruner in Bern mit seinen Untersuchungen zur Entwicklung von Verbänden, Parteien und Parlament, Arbeiterschaft und Arbeiterbewegung im 19. Jahrhundert eine Vielzahl neuer Felder und Fragen erschlossen.⁴ Der 1971 bis 1995 in Zürich lehrende Rudolf Braun, dessen Untersuchungen zur Industrialisierung des Zürcher Oberlandes über die Schweiz hinaus Beachtung fanden, hatte entscheidende Anregungen durch die Volkskunde von Richard Weiss erhalten.⁵ Und der Wirtschaftshistoriker Hansjörg Siegenthaler, der – ähnlich wie Paul Bairoch in Genf auf internationalem Gebiet – ab 1970 die quantitative Untersuchung der Anfänge modernen Wirtschaftswachstums in der Schweiz zum Ausgangspunkt einer Forschungstätigkeit von ungewöhnlich langem Atem und ausgeprägter Systematik machte, hatte eine starke Beziehung zur nationalökonomischen Theorie.

Diese um 1970 junge Generation von Dozenten – sie ist nun zum größeren Teil abgelöst – profitierte von der Innovationsbereitschaft jener Jahre, der sie ihrerseits Richtung und Profil verlieh. Die Initialzündung für den langfristig wirksamen Wandlungsprozeß in der Schweizer Geschichtswissenschaft konzentrierte sich auf einen ganz kurzen Moment 1970/71, als der Impetus von 1968 noch spürbar und die Staatsfinanzen noch beanspruchbar waren, neue Lehrstühle entstanden und einige ältere Herren in Pension gingen. Neben Rudolf Braun und Hansjörg Siegenthaler in Zürich nahm praktisch zeitgleich (ab 1971) in Basel Markus Mattmüller die Lehrtätigkeit auf, der von seinen Interessen am religiösen Sozialismus ausgehend vielfältige Impulse vermittelte, daneben Frantisek Graus (ab 1972), der über sein mediävistisches Fachgebiet hinaus das Interesse für die Mentalitätsgeschichte weckte. Andere, die hier nicht im einzelnen genannt werden können, folgten. Rasch entschlossen suchten die Sozial- und Wirtschaftshistoriker, da sie ihre Interessen in der »Allgemeinen geschichtsforschenden Gesellschaft« vernachlässigt sahen, den Zusammenschluß in einer eigenen Fachvereinigung, deren Tagungsberichte seit 1981 regelmäßig erscheinen. Institutionelle Neuerungen wie die 1971 gegründete »Forschungsstelle für schweizerische Sozial- und Wirtschaftsgeschichte der Universität Zürich« bündelten die Interessen und verliehen ihnen zusätzliche Stoßkraft. Mittlerweile liegt, um nur das letztgenannte, dem Verfasser aus eigener langjähriger Erfahrung vertraute Institut zu nennen (Arbeitsort von Rudolf Braun und Hansjörg Siegenthaler), eine lange Reihe abgeschlossener Dissertationen vor, und die ersten Kandidaten haben sich bereits habilitiert, um auf dem enger gewordenen Stellenmarkt ihr Glück zu versuchen.⁶ »Ohne eine Schule zu gründen«, so eine Ehrung anlässlich der Emeritierung von Rudolf Braun im Sommer 1995, »hat er in Zürich und in der Deutschschweiz einer »integrierten Geschichtsbetrachtung« zum Durchbruch verholfen, die nicht mehr aus der Historiographie wegzudenken ist.«⁷

4 Siehe *Erich Gruner*, Die Wirtschaftsverbände in der Demokratie, Erlenbach 1956; *ders.*, Die Arbeiter in der Schweiz im 19. Jahrhundert, Bern 1968; *ders.*, Die Parteien in der Schweiz, Bern 1969.

5 Siehe *Rudolf Braun*, Industrialisierung und Volksleben. Die Veränderung der Lebensformen in einem ländlichen Industriegebiet vor 1800 (Zürcher Oberland), Erlenbach 1962; *ders.*, Sozialer und kultureller Wandel in einem ländlichen Industriegebiet, Erlenbach 1965.

6 Eine kleine Publikation gibt einen Überblick der »Produktion« dieses Hauses: Ein neues Dach über der Sozial- und Wirtschaftsgeschichte. Liste der Dissertationen und Lizentiatsarbeiten an der Forschungsstelle für schweizerische Sozial- und Wirtschaftsgeschichte der Universität Zürich, Zürich 1993.

7 *Tobias Straumann*, Zur Emeritierung von Prof. Rudolf Braun, in: *etü. HistorikerInnen-Zeitschrift* 10, 1995, Oktober-H., S. 80.

Es charakterisiert die neuen Ansätze, daß sie in einem gründlichen Paradigmenwechsel das Überkommene vorerst auf der Seite ließen und sich eigenständige Arbeitsfelder und Themen suchten. Dies waren zu Beginn die Wirtschafts- und Sozialgeschichte von Industrialisierung und Frühindustrialisierung, die historische Demographie, die Erforschung der Arbeiterbewegung und der Klassenstrukturen der Schweiz. Die bevorzugten Themen einer neuen Geschichtsschreibung verstanden viele Studierende als Teil einer auch politisch motivierten Opposition gegen den gesellschaftspolitischen Status quo.⁸ Zugleich nahm das Interesse am internationalen Austausch mit dem Aufstieg der Sozialgeschichte, deren Fragen nicht primär nationalgeschichtlicher Natur waren, kräftig zu. Dennoch blieb die Sozialgeschichte der Schweiz ein Inlandprodukt; Forschungen, die mit dem Blick von außen unternommen werden, bleiben selten.⁹

Methodisch orientierte sich die Sozialgeschichte zunächst stark an sozialwissenschaftlichen Vorbildern, vielfach aus dem angelsächsischen Raum, die öfter über Westdeutschland vermittelt wurden. Indes sind, zweifellos stärker als in Deutschland, auch französische Einflüsse spürbar, die an den Hochschulen der Westschweiz ohnehin im Vordergrund stehen. Auf dieser Basis entwickelte sich eine Sozialgeschichtsschreibung, die von der Erforschung sozialer Strukturen ausgehend, neues Licht auf gesellschaftliches Verhalten und Bewußtsein der großen sozialen Kollektive werfen wollte. In Reaktion auf gewisse Einseitigkeiten dieser strukturell orientierten Sozialgeschichte zeichnete sich indes im Lauf der 1980er Jahre parallel zu den internationalen Diskussionen eine Verschiebung ab. Große Grundsatzdebatten waren damit kaum verbunden; die Positionen sind – den überschaubaren Verhältnissen und der schwach ausgeprägten Bildung von »Schulen« entsprechend – weniger polarisiert. Das Interesse an der Geschichte der Arbeiterschaft und ihrer Organisationen hat nachgelassen, nachdem die monumentale Materialiensammlung von Erich Gruner für die Zeit von 1880 bis 1914 so etwas wie einen vorläufigen Schlußpunkt gesetzt hat, wiewohl die Aufarbeitung über 1914 hinaus noch über weite Strecken aussteht.¹⁰ Hingegen hat sich mit der Frauen- und Geschlechterforschung seit Ende der 1970er Jahre eine neue, stark von außeruniversitären und gesellschaftspolitischen Impulsen genährte Strömung entwickelt. Ist deren Institutionalisierung gegenwärtig auch noch unzulänglich – eine Schwerpunktbildung zeichnet sich in Basel ab –, so macht die Vernetzung der Interessentinnen diesen Nachteil teilweise wett; eine wachsende Zahl von Veröffentlichungen zeugt von der Durchsetzungsfähigkeit der neuen Fragen.¹¹ Parallel und in vielfacher Verbindung dazu wuchs, allgemein gesprochen, das Interesse an kulturellen Phänomenen, die nun nicht mehr durch die

8 In der Geschichte der Arbeiterbewegung hofften manche, verschüttete Quellen innenpolitischer Opposition und Konfliktbereitschaft wiederzufinden; daraus entstand ein mehrfach aufgelegtes, von klassenkämpferischer Romantik nicht freies Quellen- und Lesebuch: Schweizerische Arbeiterbewegung. Dokumente zu Lage, Organisation und Kämpfen der Arbeiter von der Frühindustrialisierung bis zur Gegenwart, Zürich 1975 (erw. Aufl. 1980).

9 Gelegentlich ist auch der »Blick von außen« nicht vor überkommenen Klischees gefeit, siehe z. B.: Nicolas Bouvier/Gordon A. Craig/Lionel Gossman, Geneva, Zurich, Basel. History, Culture and National Identity, Princeton UP, Princeton 1994, 98 S., Ln., 45 Sfr.

10 Siehe Erich Gruner, Arbeiterschaft und Wirtschaft in der Schweiz. Soziale Lage, Organisation und Kämpfe von Arbeitern und Unternehmern, politische Organisation und Sozialpolitik, 4 Bde., Zürich 1987/88.

11 Einen allerdings nicht mehr ganz neuen Überblick zu den Anfängen bietet Regina Wecker, Frauengeschichte – Geschlechtergeschichte, in: Schweizerische Zeitschrift für Geschichte 41, 1991, S. 308–319; seit 1984 erscheinen zudem die Tagungsberichte der damals initiierten Jahrestreffen der Interessentinnen der Geschlechtergeschichte. Auch die Jahrestagungen der Sozial- und WirtschaftshistorikerInnen nehmen sich der Thematik an, siehe als jüngste Veröffentlichung: Rudolf Jaun/Brigitte Studer (Hrsg.), weiblich – männlich. Geschlechterverhältnisse in der Schweiz: Rechtsprechung, Diskurs, Praktiken, Chronos Verlag, Zürich 1995, 245 S., kart., 38 Sfr.

traditionelle Brille einer Kultur- und Geistesgeschichte, sondern in fundamental verändertem Verständnis und mit neuem Instrumentarium durchforscht werden. Ich werde von Fall zu Fall auf die hier nur angedeuteten Tendenzen zurückkommen.

2. ÖFFENTLICHKEIT, HOCHSCHULE UND HISTORISCHE INTERESSEN

Das Interesse an historischen Themen floriert in der Schweiz unvermindert; es tritt zudem traditionell in zahlreichen kantonalen Gesellschaften (historischen Vereinen etc.) seit dem 19. Jahrhundert organisiert auf. Föderalismus und Gemeindeautonomie als zentrale Bausteine nationalen politischen Selbstverständnisses rekurrten (und rekurrieren) in ihrer öffentlichen und symbolischen Selbstdarstellung stets stark auf Geschichtsbilder, zu deren Formulierung und Verbreitung diese Vereine einiges beitrugen. Manche davon, die im allgemeinen eher beharrend als innovativ wirken, befinden sich heute in einer kritischen Lage, was ihre Aktivitäten und Publikationen betrifft¹²; insgesamt stellen sie aber nach wie vor ein Feld zur Verbreitung historischen Wissens dar. In dem Maß wie eine jüngere Generation von Gymnasiallehrern, die entsprechende Studienabschlüsse und Interessen mitbringen, in diesen Organisationen Einfluß gewinnt, erhält Sozialgeschichte auch dort eine Chance.

Zeitweilig gebremst wird die Entfaltung neuer methodischer und inhaltlicher Orientierungen in der Geschichtsschreibung der Schweiz durch die Beharrungskraft der ›Zunft‹, in der der Generationenwechsel bekanntlich nur langsam voranschreitet. Der akademische Raum, die Produktionsbedingungen historischer Forschung, die Rekrutierung und Formierung der entsprechenden Bildungsberufe: all dies wurde bisher nie zum Thema der Untersuchung gemacht. Diese Selbstbefragung steht noch aus; die wenigen Ansätze einer Geschichte der Historiographie stehen sozialgeschichtlichen Ansätzen ebenso fern wie die jüngeren Universitätsgeschichten.¹³ Dabei wäre es von höchstem Interesse, mehr darüber zu erfahren, ob und wie sich ›Schulen‹ etablierten, welche in- und ausländischen Vorbilder dabei zur Geltung kamen, in welcher Weise die lange Zeit starken preußisch-deutschen Einflüsse in der Schweiz republikanisch umgeformt und adaptiert wurden, wie die Lehrstuhlpolitik der Hochschulen aussah, welche Kräfte sich dabei durchsetzten oder unterlagen.¹⁴ Wie ergiebig solche Fragen wären, zeigt die unten vorgestellte Untersuchung über die Anfänge der Soziologie in der Schweiz.

12 Zur Entwicklung dieser ›vaterländischen‹ Geschichtsvereine siehe den thematischen Schwerpunkt in: *Equinoxe. Revue Romande de Sciences Humaines* 5, 1993, Nr. 10, (namentlich das Interview mit dem Lausanner Historiker Hans Ulrich Jost, S. 9 ff.).

13 Man siehe hierzu den schon vom Titel her verwirlichen Beitrag von *Peter Stadler*, *Neuere Historiographie. Beiträge der deutschen Schweiz seit 1945*, in: *Schweizerische Zeitschrift für Geschichte* 41, 1991, S. 10–28. Erst nach Abschluß dieses Artikels erschien die vervielfältigte, beim Schweizerischen Wissenschaftsrat (Bern) erhältliche, eine Fülle wertvoller Angaben enthaltende aktuelle Bestandsaufnahme: *Ulrich Pfister*, *Evaluation der geisteswissenschaftlichen Forschung in der Schweiz. Grundlagenbericht für die Geschichtswissenschaft*, Bern 1996.

14 Interessante Angaben auch für Österreich und die Schweiz (allerdings ohne Romandie) enthält *Wolfgang Weber*, *Priester der Klio. Historisch-sozialwissenschaftliche Studien zur Herkunft und Karriere deutscher Historiker und zur Geschichte der Geschichtswissenschaft 1800–1970*, Frankfurt/Main 1987, bes. S. 308 ff. Einen Ausschnitt thematisieren: *Andreas Ernst*, *Ethnos – Demos – Krise. Deutsche und Schweizer Nationalgeschichte am Ende des Ersten Weltkrieges*, in: *ders. u. a. (Hrsg.), Kontinuität und Krise. Sozialer Wandel als Lernprozeß. Beiträge zur Wirtschafts- und Sozialgeschichte der Schweiz. Festschrift für Hansjörg Siegenthaler*, Chronos Verlag, Zürich 1994, 460 S., Ln., 68 Sfr., S. 301–318.

Wie die eigene Beobachtung lehrt, ist die Existenz einer hohen Segmentierung der an sich kleinen geschichtsforschenden Szene typisch für die Historikerzunft der Schweiz.¹⁵ Eine Zusammenarbeit über die Hochschulgrenzen hinaus war und ist wenig üblich; Forschungsprojekte von größerer Breite sind selten, kommen aber mit Unterstützung des »Schweizerischen Nationalfonds zur Förderung der wissenschaftlichen Forschung« mittlerweile öfter zustande als früher. Die Dozenten – Frauen sind unter diesen nach wie vor eine Rarität – kooperieren ungern, da sie infolge der durchlaufenen beruflichen Sozialisation zum Einzelkämpfertum neigen. »Unter den Professoren«, so jüngst der Historiker Jakob Tanner in einem Interview, »herrscht freundschaftliche Gleichgültigkeit vor. Dies im doppelten Sinne: alle betrachten sich zwar als gleichwertig, aber es ist auch egal, was der andere macht. Bezogen auf die ganze Schweiz fällt die Kontaktarmut zwischen den einzelnen Universitäten auf. Vielfach sind die Institute gar nicht darüber informiert, was bei den anderen läuft.«¹⁶ Die Konkurrenz und der Publikationsdruck hielten sich bisher in Grenzen; entsprechend sind die allermeisten der hier anzuzeigenden Bücher Dissertationen; Überblicksdarstellungen genießen Seltenheitswert.¹⁷ Die Mehrsprachigkeit und kulturelle Vielfalt der Schweiz vermag die stimulierende Kraft, die man vermuten könnte, nur teilweise zu entfalten, da die Hochschulen über die Sprachgrenze hinweg einander noch desinteressierter gegenüberstehen als sonst schon. Die befolgte Stipendienpolitik entmutigt aktiv das Studium im jeweils anderen Sprachraum (wie überhaupt außerhalb des Wohnkantons, sofern dieser eine Hochschule aufweist), so daß man vorwiegend unter sich bleibt.¹⁸ Im übrigen blickt man aus der deutschen Schweiz nicht ganz so ausgeprägt nach Deutschland wie aus der Westschweiz nach Frankreich und überläßt sich, was den Gegenpart im eigenen Land betrifft, vorzugsweise einer durchaus nicht unfreundlichen Nichtbeachtung. Es ist ein Ausdruck dieser Situation, wenn auch in diesem Beitrag vorwiegend Publikationen aus der Deutschschweiz Beachtung finden, bei nur gelegentlichen Hinweisen auf den anderen Landesteil.

Politisch bleibt anzumerken, daß an den Hochschulen, die mehrheitlich Sache der Kantone sind, ein in sich durchaus heterogenes, liberal-konservatives Lager dominiert. Bis weit über den Zweiten Weltkrieg hinaus blieb diese protestantische und bürgerlich-liberale Hegemonie ungebrochen. Katholiken sowie Dozenten jüdischer Herkunft hatten kaum eine Chance, was die katholische Seite immer wieder zum Protest veranlaßte. Im ausgehenden 19. Jahrhundert war daher in kulturkämpferischer Konstellation eine katholische Hochschule in Freiburg entstanden, die sich in umgekehrter Richtung und ausgeprägter Illiberalität als konfessionelle Kaderschmiede verstand, heute aber anregende Studien zur Geschichte des politischen Katholizismus hervorbringt.¹⁹ Die sozialistische Opposition als Element der bis weit in die 1950er Jahre politisch und kulturell hochgradig fragmentierten schweizerischen Gesellschaft dieses Jahrhunderts blieb bis ge-

15 Die Deutschschweiz weist drei Hochschulen auf (Basel, Bern, Zürich), die Westschweiz vier, z. T. sehr kleine (Genf, Lausanne, Neuenburg, Freiburg); in Luzern ist eine innerschweizerische Hochschule im Entstehen; auch an der Eidgenössischen Technischen Hochschule (ETH) in Zürich wird Geschichte gelehrt.

16 Interview mit Jakob Tanner, in: etü. HistorikerInnenzeitschrift 11, 1996, April-H., S. 46 ff., Zit. S. 48.

17 Eine jüngere Ausnahme ist z. B. die Darstellung der Stadt in der Schweiz von François Walter, *La Suisse Urbaine, 1750–1950*, Genf 1994.

18 Lediglich die Tessiner und Tessinerinnen sind, soweit sie nicht italienische Hochschulen wählen, mangels einer eigenen Universität (entsprechende Gründungsversuche scheiterten bisher) auf den Weg in einen anderssprachigen Landesteil angewiesen.

19 Dies unter Regie des Historikers Urs Altermatt, der selbst 1989 einen Überblick zum Thema vorlegte (*ders.*, *Katholizismus und Moderne. Zur Sozial- und Mentalitätsgeschichte der Schweizer Katholiken im 19. und 20. Jahrhundert*, Zürich 1989).

gen 1970 fast vollständig vom Hochschullehramt ausgeschlossen. Dies erklärt, weshalb die neuere Sozialgeschichte, die vielfach in oppositionellem Gewand daherkam, gelegentlich politisches Mißtrauen erntete und nach wie vor Reflexe der Abwehr bei Behörden und Hochschulgremien auslösen kann. Die Etikettierung als »Sozialdemokrat« vermag selbst heute noch eine Rolle in Berufungsverfahren zu spielen. Dies verursacht bisweilen fachfremde, rein politisch bedingte Interventionen, was im Extremfall skandalöse Fehlbesetzungen, die Verschwendung knapper Mittel und die Zurücksetzung sozialgeschichtlicher Ansätze nach sich zieht.²⁰

Was die Publikationsmöglichkeiten betrifft, so existieren neben einigen nicht auf historische Literatur spezialisierten Verlagen und den eher beschaulichen Jahresreihen der historischen Vereine in Kantonen und größeren Städten mehrere regionale Zeitschriften, davon zwei – »Les Annuelles« und »Equinoxe« – in der Westschweiz.²¹ Die gewissermaßen offizielle landesweite, von der »Allgemeinen geschichtsforschenden Gesellschaft der Schweiz« (AGGS) getragene »Schweizerische Zeitschrift für Geschichte«, die seit den frühen 1970er Jahren bis 1993 einer unveränderten redaktionellen Leitung unterstand, zeigte geringe Offenheit für neuere Strömungen und jüngere Wissenschaftler.²² Seit 1993 vollzieht sich unter veränderter Redaktion der Übergang zu größerer Flexibilität und zur gelegentlichen Publikation thematisch orientierter Hefte.²³ Daneben war schon 1985 ein publikationsfreudiger Kleinverlag für historische Fachliteratur entstanden; etliche der hier vorgestellten Dissertationen sind dort erschienen.²⁴ Im Frühjahr 1994 startete eine von diesem Verlag in die Diskussion gebrachte und produzierte neue Zeitschrift: »Traverse. Zeitschrift für Geschichte/Revue d'histoire«, die ohne institutionelle Trägerschaft auskommt. Sie appelliert explizit an jüngere HistorikerInnen, organisiert sich jeweils um einen Themenschwerpunkt und stellt ebenso explizit ein Forum für »Debatte« zur Verfügung, um die es bis dahin bescheiden bestellt war. Von der Kritik teilweise zu Recht bemängelt wurde die etwas ziellos wirkende Heterogenität mancher bisher erschienener Hefte²⁵; die Zeitschrift wird noch Zeit benötigen, um ihr spezifisches Profil und ihren Platz in der geschichtsforschenden Landschaft der Schweiz zu finden.

Die Historiographie der Schweiz nimmt heute zu einem guten Teil ein nüchternes Verhältnis zur Vergangenheit des Landes ein. Welches sind aber nun die Spannungsfelder, in denen sich die im einzelnen sehr unterschiedlichen Autoren und Werke bewegen, die im

-
- 20 Der krasseste jüngere Fall betrifft die Nachfolge des 1980 zurückgetretenen Herbert Lüthy in Basel, wobei die Regierung 1982 in Mißachtung der Kommissionsempfehlungen einen obskuren Außenseiter wählte (siehe dazu die studentische Dokumentation: Fachgruppe Geschichte, Unser Streik für Geschichte. Der Fall Wehrle bewegt Basel, Basel 1982); zu den nicht minder seltsamen Bewegungen um den mittlerweile aufgehobenen Lehrstuhl für Militärgeschichte an der Universität Zürich siehe: etü. HistorikerInnen-Zeitschrift 10, 1995, Oktober-H., S. 58 ff.
- 21 Die Zeitschrift »Les Annuelles. Histoire et société contemporaines« erscheint seit 1990, herausgegeben von Hans Ulrich Jost, Lausanne; das Periodikum »Equinoxe. Revue Romande de sciences humaines« ist nur teilweise historisch orientiert.
- 22 So dauerte es bis 1980, bevor aus dem vielköpfigen Kreis der Doktoranden und Doktorandinnen von Rudolf Braun an der »Forschungsstelle« in Zürich erstmals und ausnahmsweise ein Beitrag in dieser Zeitschrift erschien. Dort strafte man, wie mir in persönlicher Erinnerung ist, das »offizielle« Blatt entsprechend mit Verachtung.
- 23 Siehe die redaktionelle Mitteilung (43, 1993, S. 1), welche die gelegentliche Produktion von Themenheften, Zusammenfassungen in der jeweils anderen Landessprache, stärkere Berücksichtigung jüngerer AkademikerInnen und eine Konzentration des bis dahin zusammengewürfelten Besprechungsteils auf schweizerische Publikationen ankündigt.
- 24 Es handelt sich um den Chronos Verlag, Zürich.
- 25 Siehe hierzu die allerdings nur auf die Hefte des ersten Jahrgangs von 1994 gestützten Rezensionen von *Andreas Ernst*, in: Neue Zürcher Zeitung (NZZ), Ausgabe vom 24./25. 6. 1995 und *François Walter*, in: Schweizerische Zeitschrift für Geschichte 46, 1996, S. 139–142.

folgenden näher diskutiert werden? Da ist zum einen der auch andernorts zu beobachtende Gegensatz zwischen eher generalisierenden, am Modell einer historischen Gesellschaftswissenschaft orientierten Ansätzen und den jüngeren, teilweise in bewußter Opposition dagegen antretenden Arbeiten mit dominierendem Interesse an der Mikrostruktur sozialer Beziehungen und soziokultureller Bedeutungen. Da ist zum anderen ein selten als solches angesprochenes Hintergrundsinteresse, das viele Forschungen miteinander verbindet. Entgegen der traditionellen, staatspolitisch hundertfach propagierten Glaubensgewißheit, in der »ältesten Demokratie« und in der freiesten aller denkbaren Gesellschaften zu leben, stoßen jüngere Historikerinnen und Historiker – unabhängig von ihren sehr unterschiedlichen Fragen und Perspektiven – bei ihren Forschungen auf Verhältnisse und Bindungen einer autoritären Gesellschaft, die vom ausgehenden Ancien régime ungebrochen in die liberale Ära des 19. Jahrhunderts und die erneute Gefährdung der politischen Demokratie im 20. Jahrhundert hineinreicht. Freiheitsanspruch versus allgegenwärtige soziale Kontrolle – dieser spannungsvolle Gegensatz ist ein geheimes Thema vieler Autoren und Autorinnen. Es zeichnet die besten ihrer Bücher aus, daß sie eine Aussage zum sozial und kulturell so überaus dicht regulierten schweizerischen Alltag der Gegenwart zu machen haben; sie dokumentieren eine Bereitschaft zur kritischen Selbstbefragung, die im politischen Alltag hart mit ab- und ausgrenzenden Tendenzen zusammenstößt.

3. LÄNDLICHE RÄUME, PROTO-INDUSTRIALISIERUNG, GESCHLECHTERORDNUNG

Über die Alpen als Wirtschafts- und Lebensraum wie als Urquell der Freiheit – ein mit der unterstellten »Bäuerlichkeit« des eidgenössischen Wesens zusammenhängender Topos von ehrwürdigem Alter – wird nicht erst seit gestern geforscht. Ein im Umfeld des 700jährigen Jubiläums der Eidgenossenschaft von 1991 entstandener Tagungsband der »Allgemeinen geschichtsforschenden Gesellschaft« orientiert darüber, – wiewohl im Geleitwort ein pensionierter Bundesrat, von Beruf Historiker, die geschichtsbildende Kraft der Berge preist, während im letzten Diskussionsbeitrag ein befremdliches Wesen namens »homo alpinus« umgeht.²⁶ Zwischen diesen eher in die Irre führenden Eckpositionen finden sich durchweg nüchterne, keineswegs ganz neue Betrachtungen, darunter von Gastreferenten aus dem Ausland, wie zur Erinnerung, daß der Alpenraum europäisch ist. Das hartnäckig überlebende Bild vom Staat der Bauern und Hirten (und einer symbiotischen Einheit von Bürgern und Bauern) fand inzwischen ebenfalls überzeugende Kritik durch Matthias Weishaupt, der die ideologischen Funktionen des Mythos analysiert.²⁷ Seit 1992 liegt zudem eine wertvolle »Agrargeschichte der inneren Alpen« vor, womit die Südalpen der Schweiz (Graubünden, Tessin und Wallis) gemeint sind.²⁸ Jon Mathieu forschte ursprünglich selbst vor allem über das Engadin; nun verarbeitet er darüber hinaus eine imponierende Menge an Material, wobei er gelegentlich bei Problemen mit der Dokumentation ins spätere 19. und 20. Jahrhundert vorgreift. Vielfältig sind die behandelten Themen: Nutzungszonen, Transportsysteme, Siedlungs-

26 Itinera Bd. 12: Die Entdeckung der Alpen, Basel 1992, S. 7; hier die Erklärung des ehemaligen Bundesrats G.-A. Chevallaz (»Les 700 ans d'histoire que la Confédération suisse s'apprête à fêter l'an prochain, elle les doit en bonne partie à ses montagnes.«) und S. 291 ff. die Ausführungen von Anselm Zurfluh.

27 Siehe Matthias Weishaupt, Bauern, Hirten und »frume edle puren«. Bauern- und Bauernstaatsideologie in der spätmittelalterlichen Eidgenossenschaft und der nationalen Geschichtsschreibung der Schweiz, Basel 1992; ferner Albert Tanner/Anne-Lise Head-König (Hrsg.), Die Bauern in der Geschichte der Schweiz, Zürich 1992.

28 Jon Mathieu, Eine Agrargeschichte der inneren Alpen. Graubünden, Tessin, Wallis 1500–1800, Chronos Verlag, Zürich 1992, 367 S., kart., 46 Sfr.

formen, Zentralitätsgrad der Agrarsysteme im komplexen Zusammenhang. Entschieden bestreitet der Autor den angeblich seit jeher archaischen Charakter der Arbeitsmethoden und Agrartechnik jenes Gebiets – »zu einem Reliktgebiet wurde es vor allem durch den zögernden Wandel im 19. Jahrhundert« (S. 230) – und wendet sich gegen die »ebenso verbreitete wie altehrwürdige Tendenz, die Berggebiete zu enthistorisieren« (S. 310). Sozialgeschichtliche Aspekte – Familie, Haushalt, Arbeitsteilung der Geschlechter, Nachbarschaft und Gemeinde – sind erklärtermaßen knapp behandelt, denn »die frühneuzeitliche Sozialgeschichte des inneren Alpenraums steckt zweifellos erst in den Anfängen« (S. 305). Ebenso fehlt eine moderne Geschichte der Alpen als touristischer Raum.²⁹

Ländliche Räume thematisieren auch zwei Untersuchungen von denkbar unterschiedlichem Ansatz: eine mikrohistorisch vorgehende Dorfstudie von Albert Schnyder über eine Gemeinde des Basler Jura (1690–1750) und eine breite, ökonomisch-modellhaft angelegte Untersuchung von Ulrich Pfister zum protoindustriellen Wachstum im Zürcher Oberland (16. bis 18. Jahrhundert).³⁰ Pfister schließt weniger an die klassische, volkswirtschaftlich-kulturell inspirierte Pionierarbeit von Rudolf Braun aus den 1960er Jahren an; er orientiert sich an ökonomischen Ansätzen. Er betont neben den familienwirtschaftlichen Aspekten, die mit ausgefeilter statistischer Analyse bis hin zum Einzelhaushalt erschlossen werden, auch die soziopolitischen Aspekte der Formierung einer mit dem Stadtregentum eng verbundenen städtischen Kaufmannschaft und die Herausbildung einer großräumigen wirtschaftlichen Komplementärstruktur zwischen protoindustriellen Regionen, Getreidebauregionen und protektionistisch gesicherten Absatzmärkten. Kulturelle Aspekte werden hingegen knapp behandelt. In Frage stellen ließe sich, bei aller Anerkennung der systematisch geführten Argumentation, die Annahme eines grundsätzlich an Optimierungsstrategien orientierten wirtschaftlichen Verhaltens der Haushalte bzw. ein Vorgehen, welches – so die Kritik von Peter Kriedte – »die Ursachen für ihr Fehlen oder ihr Vorhandensein allein an ökonomischen Daten« festmacht. »Die Perspektive müßte vielmehr«, so nochmals Kriedte, »umgekehrt werden: Zu fragen wäre zu allererst, welche Faktoren dazu beigetragen haben, daß sich Haushalte aus der Einbindung in einen subsistenzwirtschaftlichen Zusammenhang lösen konnten.«³¹

Schnyers Untersuchung eines Dorfes von 250 Einwohnern in einer marginalen vorindustriellen Getreidebauzone des jurassischen Berglands im Herrschaftsbereich der Stadt Basel zu Beginn des 18. Jahrhunderts ist dagegen primär an sozialen und kulturellen Phänomenen interessiert, wie sie in den möglichst umfassend rekonstruierten sozialen und familiären Netzwerken, der Eigentumsübertragung (gut dokumentiert in Teilungsprotokollen), den Geschlechterbeziehungen, in den Ritualen von Gewalt und Ehre sichtbar werden. Schnyder konstatiert eine bemerkenswerte »Individualisierung« der mehrheitlich landarmen Unterschichten, eine überraschend geringe Bedeutung von Verwandtschaft für soziale Netzwerke, Patenschaft und Eigentum. Seine Resultate zur Verwandtschaft – er erfaßt allerdings nur die Beziehungen im Dorf – stehen im Gegensatz zu den Beobachtungen anderer Untersuchungen aus vergleichbarem Kontext.³² Im Zuge der wachsenden Verarmung dieser dörflichen Gesellschaft beschränkte sich soziale Mo-

29 Fruchtbare Ansätze in diese Richtung finden sich bei: *Thomas Antonietti/Marie Claude Morand* (Hrsg.), *Tourismus und kultureller Wandel. Wallis 1950–1990*, Sitten 1993.

30 *Albert Schnyder*, *Alltag und Lebensformen auf der Basler Landschaft um 1700. Vorindustrielle, ländliche Kultur und Gesellschaft aus mikrohistorischer Perspektive – Bretzwil und das obere Waldenburger Amt von 1690 bis 1750*, Verlag Kanton Basel-Landschaft, Liestal 1992, 421 S., Ln., 33,65 Sfr.; *Ulrich Pfister*, *Die Zürcher Fabriques. Protoindustrielles Wachstum vom 16. bis zum 18. Jahrhundert*, Chronos Verlag, Zürich 1992, 590 S., kart., 90 Sfr.

31 Vgl. die Rezension in: *Traverse. Zeitschrift für Geschichte* 1, 1994, H. 2, S. 165.

32 Siehe hierzu die Bemerkungen von *Claudia Ulbrich* im Rahmen einer Besprechung, in: *L'Homme. Zeitschrift für Geschichte* 6, 1995, S. 105 ff.

bilität praktisch auf den Abstieg. Soziale Abhängigkeiten realisierten sich über die Vorratshaltung von Getreide (Nahrung gegen Arbeit), was zum Teil unter den Bedingungen der herrschenden Bargeldknappheit in Form von ›Vorschüssen‹ geschah. In einer eigentümlichen Verbindung rückständiger und moderner Elemente kam es zu einem Sekundärhandel mit sogenannten Haferzetteln, »eine Art Termingeschäfte mit der Naturalentlohnung von Handwerkern« (S. 376). Strategien der Minimierung des Risikos spielten im familienwirtschaftlichen Alltag eine große Rolle.

Entscheidendes Gewicht legt der Autor auf die Geschlechterbeziehungen, bei deren Regulierung wie auch zur Erzeugung eines spannungsvollen gesellschaftlichen Gleichgewichts Normen der Ehre zentral waren. Sie lagen quer zum sozio-ökonomischen Gegensatz und brachten ein quasi-egalitäres Element in diese von hochgradiger Ungleichheit geprägte Gesellschaft. Die rituellen Abläufe der Schelt- und Schlaghändel – schwere Körperverletzungen blieben selten – hielten namentlich auch die untereinander vielfach gespaltene dörfliche Oberschicht zusammen, für die eine hohe Verschuldung sowie ein dichtes Geflecht gegenseitiger Bürgschaften und Obligationen charakteristisch war. Die aus meiner Sicht wichtigste Leistung dieser Arbeit liegt darin, daß die Bewegtheit einer im sozialstrukturellen Zugriff statisch wirkenden Gesellschaft deutlich wird. Lebenschancen und variationsreiche biographische Wege der Individuen treten vielfach plastisch hervor. Die Integration der »mikrohistorischen« Datenfülle will aber teilweise nicht recht gelingen, so daß man sich bisweilen fragt, weshalb nun dieses oder jenes Detail mitgeteilt wird. Dies verdeutlicht die zum Abschluß des Buches entrollte »Biographie« eines einzelnen Angehörigen der dörflichen Oberschicht: Hier wird der Anspruch, »ein Leben, so weit überhaupt möglich, von innen heraus und nicht primär aus einer a posteriori sinnstiftenden Außenperspektive zu beschreiben«, aus meiner Sicht kaum eingelöst, ganz abgesehen davon, daß man über Sinn und Möglichkeit einer solchen Innenperspektive streiten könnte.

Ländliche Räume im frühen 19. Jahrhundert thematisieren – unter dem Blickwinkel vorindustrieller Verarmungsprozesse – zwei Untersuchungen, die sich beide mit ökonomisch stagnierenden Regionen befassen: der alten Zunftstadt Schaffhausen mit umliegender Landschaft, deren ausgesprochen großindustrielle Entwicklung erst nach der Jahrhundertmitte begann, sowie dem schwach besiedelten inneralpinen Kanton Uri, der auch im Vergleich mit umliegenden alpinen Gebieten eine ausgesprochen schwache wirtschaftliche Leistungsbilanz aufwies.³³

Philipp Arnolds Studie über Uri genießt den Vorteil, daß er an eine exzellente jüngere Untersuchung der Urner Oberschicht im Übergang vom 18. zum 19. Jahrhundert³⁴ anschließen kann – die Arbeiten entstanden im gegenseitigen Bezug –, während Schaffhausen in dieser Hinsicht sozialgeschichtliches Ödland darstellt. Die unterschiedliche Ergiebigkeit liegt freilich eher in der Bereitschaft oder Fähigkeit der Verfasser begründet, reflektierte Konzepte zu verwenden. Arnold bettet seine Untersuchungen in die stringente Analyse einer ökonomische Rückständigkeit produzierenden, geschlossenen Welt ein; Verena Schmid liefert eine »Zustandsbeschreibung, eine Phänomenologie der Armut«, welche Arnold explizit vermeiden will, indem er sich auf »die verschiedenen Faktoren« konzentriert, »die als Determinanten von Armut und Rückständigkeit identifiziert werden können«.³⁵ Schmidts Untersuchung zur Armut in Schaffhausen bleibt denn

33 Philipp Arnold, *Almosen und Allmenden. Verarmung und Rückständigkeit in der Urner Markgenossenschaft 1798–1848*, Chronos Verlag, Zürich 1994, 283 S., kart., 48 Sfr.; Verena Schmid, »... von allem entblößt«. Armut, Armenwesen und staatliche Reformpolitik in Schaffhausen (1800–1850), Chronos Verlag, Zürich 1993, 320 S., Ln., 42 Sfr.

34 Siehe Urs Kälin, *Die Urner Magistratenfamilien. Herrschaft, ökonomische Lage und Lebensstil einer ländlichen Oberschicht, 1700–1850*, Zürich 1991.

35 So Arnold, S. 14 u. S. 15.

auch additiv und diffus in der Behandlung der Phänomene.³⁶ Am ergiebigsten erscheint mir die anschauliche Beschreibung der kantonalen und städtischen Armenpolitik, die sich im behandelten Zeitraum vom Almosenwesen zur drastischen Reglementierung umformte.

Im Mittelpunkt von Arnolds Untersuchung steht die eigentümliche Verschränkung egalitärer und hierarchischer Strukturen, wie sie im Umfeld der kollektivwirtschaftlich geprägten Alpbewirtschaftung Uris entstand, einer Wirtschaftsform, die neben früh entwickelten marktwirtschaftlichen Zügen auch stark subsistenzorientiert blieb. Neben »Markgenossenschaft« und »Landsgemeindedemokratie« der einheimischen Männer hatte sich im Bergkanton eine alteingesessene Herrenschaft dominierender Familien etabliert, die einen guten Teil ihrer Ressourcen von außen bezog (Solddienst), was sie der Notwendigkeit allzu massiven Drucks auf die herrschaftsunterworfenen Schichten entthob. Die Krise traditioneller Einkommensquellen (Säumerwesen, Solddienst) bei gleichzeitiger Unfähigkeit der schwerfälligen kollektivwirtschaftlichen Alpgenossenschaft, auf lukrativere Formen der Produktion und Vermarktung (Talkäserei) umzustellen, welche benachbarte Kantone in jenen Jahrzehnten betrieben, führte zu einer ausgeprägten Verarmung der Urner Gesellschaft, ohne daß die von Kirche und Magistrat bestimmte Herrschaftsordnung davon in Frage gestellt worden wäre. Liberale Reformprojekte fielen in dieser hermetisch geschlossenen Welt scharfer Verfolgung anheim. Interessant sind Arnolds Ausführungen zu den traditionellen, auf Risikominimierung ausgerichteten ökonomischen Strategien der Bergbevölkerung, wie sie auch Schnyder für seine Basler Gemeinde beschreibt.³⁷ Eher unterbelichtet bleiben daneben die individuellen »Überlebensstrategien«. War der Spielraum dermaßen gering, oder liegt das Problem nicht auch teilweise im Ansatz des Autors begründet, der in geschickter sozialstruktureller Analyse das Bild einer schon nahezu ausweglos geschlossenen Welt – Arnold spricht bei Gelegenheit von »Zwangskonservatismus« – zeichnet? Das präzisere Ausloten der individuellen Spielräume würde allerdings einen Perspektivenwechsel verlangen, dessen Möglichkeit Arnold selbst in der Präsentation von Gerichtsakten andeutet. Interessant wäre im übrigen der Vergleich mit den Resultaten Sandro Guzzis, der für die Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert die dörfliche Welt des südlichen Tessin einer durchdringenden Analyse unterwirft, wobei er auf eine Deutung des Aufstands gegen die revolutionäre Ordnung der »helvetischen Republik« (1798–1803) abzielt.³⁸

Zwei weitere, in mancher Beziehung parallele Regionalstudien aus zwei sich deutlich unterscheidenden Räumen gehen von geschlechtergeschichtlichen Fragestellungen aus.³⁹ Eva Sutters Arbeit zur Unehelichkeit im Kanton Zürich (1800–1860), die sich von Michael Mitterauers Forschungen inspirieren läßt, ist rechts- und sozialgeschichtlich orientiert und holt in den rechtsgeschichtlichen Kapiteln – mit Rückblicken bis in die Zeit der Reformation – weit aus. Ihr Thema ist die Minderheit »lediger Mütter«, in erster Linie Frauen der Unterschichten (Dienstbotinnen, Mägde). Annamarie Ryter hingegen behandelt für den Kanton Basel-Land die altertümliche, neben einigen Gebieten der

36 Sogar die Behandlung der Thematik in der Jahresversammlung der Wirtschafts- und Sozialhistoriker ist der Autorin entgangen; siehe *Anne-Lise Head/Brigitte Schnegg* (Hrsg.), *Armut in der Schweiz (17.–20. Jahrhundert)*, Zürich 1989.

37 Siehe *Arnold*, S. 167 ff.

38 Siehe *Sandro Guzzi*, *Logiche della rivolta rurale. Insurrezioni contro la Repubblica Elvetica nel Ticino meridionale (1798–1803)*, Bologna 1994.

39 *Annamarie Ryter*, *Als Weibsbild bevogtet. Zum Alltag von Frauen im 19. Jahrhundert. Geschlechtsvormundschaft und Ehebeschränkungen im Kanton Basel-Landschaft*, Verlag des Kantons Basel-Landschaft, Liestal 1994, 388 S., Ln., 33 Sfr.; *Eva Sutter*, *»Ein Act des Leichtsinns und der Sünde«. Illegitimität im Kanton Zürich: Recht, Moral und Lebensrealität (1800–1860)*, Chronos Verlag, Zürich 1995, 376 S., Ln., 48 Sfr.

Schweiz noch im süddeutschen Baden und Württemberg gesetzlich verankerte Geschlechtsvormundschaft für die Gesamtheit der ledigen Frauen. Dabei handelte es sich um einen rechtlichen Sonderstatus, der zwar grundlegend diskriminierend war, aber im Gegensatz zur Unehelichkeit nichts Ehrenrühiges für die einzelne Betroffene besaß. Zusätzlich thematisiert Ryter rechtliche Ehebeschränkungen und schneidet damit das Thema der Illegitimität an, welches bei Sutter im Mittelpunkt steht. Gemeinsam ist den Untersuchungen aufgrund des benutzten Quellenmaterials, daß die biographischen Muster jeweils nur in kurzen Ausschnitten sichtbar werden. So bleibt offen, was uneheliche Geburten für den weiteren Lebensweg der Mütter wie auch der Kinder bedeuteten, wiewohl gelegentlich Muster »sozialer Vererbung« in einem ausweglos scheinenden Zyklus von Armut und Außenseitertum sichtbar werden. Beide Autorinnen bestätigen im übrigen die Wirksamkeit verschärfter Heiratshindernisse infolge neuer Armengesetze der 1850er Jahre gegen die pauperisierten Unterschichten, woraus ein unmittelbarer Anstieg der Unehelichkeit resultierte.

Wo Sutter sich auf eine Vielzahl von Quellen verschiedener Provenienz stützt, baut Ryter zentral auf rechtliche Rekurse bezüglich Vormundschaftsentscheidungen oder Eheinsprachen. Dies ergibt einen vergleichsweise einheitlichen Materialkorpus, der für systematische und minutiöse Analysen hervorragend geeignet scheint. Der entscheidende, daraus gewonnene Vorteil dürfte in der möglichen Annäherung an Lebensumstände und Wahrnehmungsweisen der betroffenen Frauen liegen, die bei breiter Zitierung des Materials im Mittelpunkt des Buches stehen, umrahmt von rechtsgeschichtlichen und statistischen Abschnitten zu Bevölkerung, Ehe, Unehelichkeit und quantitativen Aspekten der Vormundschaft. Die Analyse der Geschlechtsvormundschaft eignet sich hervorragend, um einen Einblick in familiäre und dörfliche Lebensverhältnisse, in Stellung und Orientierung der Frauen und ihrer Vormünder, in Fragen von Erbschaft und Eigentum, von kommunaler Autonomie im frühliberalen Staatswesen zu gewinnen. Die Resultate schließen in mancher Beziehung an jene der erwähnten Arbeit von Schnyder an. Auch Sutter unternimmt eine Annäherung an die direkt Betroffenen, indem sie für drei Stichjahre (1810, 1835 und 1860) die Protokolle zweier ausgewählter, in sozialstrukturell unterschiedlichen Teilregionen des Kantons gelegenen Bezirksgerichte auswertet. Sie gewinnt daraus einen integrierenden Blick auf die voreheliche Sexualität und ihre Beziehungsmuster, der auch bislang weniger Bekanntes zutage fördert.

Während sie im Kanton Zürich eine allmähliche Verschlechterung der rechtlichen Stellung von Mutter und Kind konstatiert, die mit dem nur geringfügig eingeschränkten Übergang zum Maternitätsprinzip im Familienrecht von 1854 kulminierte⁴⁰, kann Ryter mit der Aufhebung der Geschlechtsvormundschaft in Basel-Land eine Ablösung überkommener Abhängigkeit konstatieren, was sie freilich sogleich selbst relativiert, blieb die rechtliche Diskriminierung der Ehefrau doch bis zur jüngsten Revision des Eherechts erhalten. Die Geschlechtsvormundschaft im radikal-demokratischen Kanton, der sich 1833 in gewaltsamer Rebellion aus dem Untertanenverhältnis gegenüber der Stadt befreit hatte, wurde erst 1879 aufgehoben, zwei Jahre bevor eine Änderung im Bundesrecht sie allgemein für nicht mehr rechtens erklärte. Ihre hartnäckigsten Verteidiger fand die Geschlechtsvormundschaft in den stadtfernen Gemeinden des Jura-Berglandes, wo bäuerliche und auf Heimarbeit (Seidenbandweberei) basierende Familienwirtschaften dominierten, die ein gewisses, in Grundbesitz und Arbeitsgeräten bestehendes Vermögen besaßen, um dessen männliche Kontrolle es in der skizzierten Auseinandersetzung zumindest zum Teil ging. In anregenden Überlegungen verweist Ryter zudem auf die Zusammenhänge zwischen dem paradoxen Überleben der Geschlechtsvormundschaft im

40 Dies bedeutete, daß von Rechts wegen keine systematische Abklärung der Vaterschaft (und damit einer allfälligen Zahlungspflicht) mehr stattfand.

radikal-liberalen Kontext und der ungewöhnlich starken Stellung der Gemeinden im ländlichen, sich eben erst konstituierenden Kanton: »Vom Gesetz her stützte die Geschlechtsvormundschaft nicht in erster Linie die männliche Vorherrschaft und Vermögensverwaltung innerhalb der Familie, sondern die Eingriffsmöglichkeiten der Gemeindebehörden.« (S. 120) »Freiheit« verband sich weniger mit den Grundrechten von Individuen, als vielmehr mit der Autonomie der Gemeinden. »Wir fragen keiner Obrigkeit etwas nach, wir haben keine!«, lautete das trotziges Motto kommunaler Selbstherrlichkeit.⁴¹ »Liberales« Argumentationsmuster, welche mit individuellen Grundrechten operierten, fanden sich am ehesten bei übergeordneten Behörden. Ähnliches konstatiert Sutter für die zürcherischen Verhältnisse, wobei sie darauf hinweist, daß die höheren Instanzen, fern der dörflichen Lebenswelt, sich diese Liberalität auch eher leisten konnten, da sie nicht mit den unmittelbaren Kosten zu rechnen hatten. Dörfliche Honoratioren hingegen blickten gebannt auf die Belastungen der Armenkasse.

Die zentrale Bedeutung des patrilinearen Ortsbürgerrechts verschärfte die harsche Politik gegenüber Besitzlosen und fremden Frauen. Da Einheiratende das Bürgerrecht des Mannes erhielten, bestand bei den Heimatgemeinden armer Frauen ein hohes Interesse, diese »loszuwerden«, bei den Gemeinden der Männer aber ein ebenso starkes Bedürfnis, den Zuzug per Rechtseinsprache zu verhindern. In einem dicht geschriebenen Kapitel schildert Ryter die Entstehung solcher Einsprachen, beginnend mit Gerücht und Gerede über Außenseiter im Dorf (namentlich Arme oder Fremde), über die Konstruierung des »schlechten Rufs« der Braut, der vor allem am sexuellen Verhalten festgemacht wurde, bis hin zur Einsprache gegen eine Heiratsabsicht.⁴²

Die Arbeit von Claudia Hagmayer über Witwen um 1900, die ein ähnlich intensives Bild weiblicher Existenz in zeitlicher Fortschreibung zur Jahrhundertwende hin hätte ergeben können, fällt demgegenüber ab, da sie trotz teilweise interessanter Materialien – dem Schrotschußprinzip folgend – in gar zu großer Eile allzu viele Richtungen einschlägt.⁴³ Neben der Statistik wurden biographisch-autobiographische Quellen konsultiert, Gespräche geführt, Zeitschriften ausgewertet (für das Bild der Witwe, für Konventionen bezüglich Trauerzeit und Kleidung), die Ausarbeitung des Kranken- und Unfallversicherungsgesetzes sowie des Zivilgesetzbuches skizziert, Angaben zur Erwerbstätigkeit von Witwen vor dem Hintergrund der allgemeinen Frauenerwerbsarbeit gesammelt, Armenakten aus verschiedenen Regionen ausgewertet. Ohne klares Konzept und sinnvolle Eingrenzungen des Vorhabens geraten sozialgeschichtliche Forschungen, wie schon an der Arbeit von Verena Schmid konstatiert, in Gefahr, sich in der Vielfalt der Materialien zu verlaufen, so daß die Resultate diffus bleiben.

4. KULTUR, »ALLTAG«, ORAL HISTORY

Das Interesse an der Geschlechterordnung geht einher mit wachsender Sensibilität für die sinnhafte und subjektive Ebene sozialen Handelns, bisweilen verbunden mit der Kritik einer als »traditionell« empfundenen Sozialgeschichte.⁴⁴ Mikrohistorie, Alltagsgeschichte, historische Anthropologie lauten die Stichworte, die auf ein methodisch anspruchsvolles Vorgehen deuten, das mit »Kulturgeschichte« im älteren Sinn allenfalls den

41 Ryter, S.131 (Zitat von 1834).

42 Ebd., S. 254 ff.

43 Claudia Hagmayer, *Bis daß der Tod Euch scheidet. Witwen in der Schweiz um 1900*, Chronos Verlag, Zürich 1994, 172 S., kart., 38 Sfr.

44 Siehe z. B. die einleitenden Bemerkungen der Arbeit von Schnyder, *Alltag und Lebensformen*, S. 15 ff.

Namen gemeinsam hat. Entsprechend hat sich auch das Interesse an den Nachbarwissenschaften verlagert; Sprach- und Kulturwissenschaften haben Konjunktur.

Für die Volkskunde gilt dies nur bedingt, obwohl sich diese seit dem Wirken Hermanns Bausingers auch in der Schweiz deutlich verändert und zu neuen Fragestellungen weiter entwickelt hat. Die außerordentliche Kleinheit des Fachs und die geringe Zahl der Studierenden setzen einen engen Rahmen. Das 1992 erschienene, vom Volkskundler Paul Hugger herausgegebene dreibändige »Handbuch der schweizerischen Volkskultur«, ein höchst ambitioniertes Unternehmen, veranschaulicht den aktuellen Stand.⁴⁵ Angesichts des schmalen universitären Reservoirs war es unumgänglich notwendig, Fachleute aus Soziologie, Geschichte und anderen Wissenschaften heranzuziehen. Groß ist der Reichtum des Gebotenen, ausgehend von den primären Lebenskreisen (Familie, Verwandtschaft, Nachbarschaft) über die Gemeinde, die in vielfältigen Aspekten beleuchtet wird, hin zu den öffentlichen Anlässen und kulturellen Ausprägungen der kantonalen und gesamtschweizerischen Staatlichkeit. Manche »klassischen« Gegenstände der Volkskunde werden mustergültig abgehandelt, so etwa die Festbräuche der Schweiz durch Peter Pfrunder.

Ein näherer Blick zeigt indes unübersehbare Schwächen, welche teilweise mit der Last facheigentümlicher Traditionen zusammenhängen dürften. Der Themenbereich »Arbeitswelt« macht nur eben zwölf Prozent des Gesamtumfangs aus, und davon bezieht sich ein Drittel auf Landwirtschaft und alpine Kultur. Was die »Bürokultur« betrifft, so verbleibt es beim knappen Hinweis des Herausgebers auf die hohe Wünschbarkeit eines entsprechenden Beitrags.⁴⁶ Hugger erwähnt im übrigen selbst die »schichtspezifische Einengung des Blicks« (S. 31), welche in der Tat Aufbau und Inhalt des Handbuchs prägt. Wer Angaben zur materiellen Kultur und zum Alltag bürgerlicher Schichten suchen sollte, die oder der sucht vergebens⁴⁷; noch knapp entdeckt man in den Kapiteln über das Gemeindeleben einen gelegentlichen Hinweis auf ein existierendes »Honoratorentum«. Mehr als nur irritierend aber wirkt, wenn die Einäugigkeit von Richard Weiss, der in seiner ansonsten bahnbrechenden »Volkskunde der Schweiz« von 1946 kein Wort über die Juden verlor, 1992 gedankenlos reproduziert wird.⁴⁸ Kein Artikel hierzu, nicht der beiläufigste Verweis im Register, kein Wort über den altertümlichen westjiddischen Dialekt der jahrhundertlang im Aargauer Surbtal ansässigen Minorität. Da ist es ein schwacher Trost, wenn wenigstens die Minderheiten der Jenischen (Nichtseßhaften) oder der ausländischen Arbeitsmigranten berücksichtigt sind. Im übrigen empfiehlt sich nach wie vor die Konsultierung des älteren Werks von Richard Weiss.

Bettina Hunger bietet mit ihrer Studie zur Säkularisierung des Umgangs mit dem Tod im 19. und 20. Jahrhundert eine Arbeit, welche teilweise auf volkskundlich erhobene Materialien zurückgreift, diese aber historisiert.⁴⁹ Die Untersuchung geht von religions-

45 Paul Hugger (Hrsg.), Handbuch der schweizerischen Volkskultur. Leben zwischen Tradition und Moderne. Ein Panorama des schweizerischen Alltags, 3 Bde., Offizin Verlag, Zürich 1992, 1534 S., Ln., 196 Sfr.

46 Ebd., S. 1149; dies gilt auch für das Thema »Freizeit und Freizeitgesellschaft« (S. 251), aber sogar für einen so ehrwürdigen Gegenstand der Volkskunde wie die populäre Musikkultur (S. 1375).

47 Einige wenige, bezeichnenderweise nicht von Volkskndlern, sondern von Historikern verfaßte Beiträge zur Schweiz enthält nun: Ueli Gyr (Hrsg.), Soll und Haben. Alltag und Lebensformen bürgerlicher Kultur. Festgabe für Paul Hugger zum 65. Geburtstag, Zürich 1995.

48 Auf die Lücke bei Richard Weiss und die Schwierigkeiten der jüdischen Minorität in der Schweiz, bei wissenschaftlichen Werken mitberücksichtigt zu werden, weist hin: Robert U. Kaufmann, Wie man zum »Fremden« erklärt wird. Fremd- und Selbstbildnis der Juden in der neueren Schweizer Historiographie, in: Traverse. Zeitschrift für Geschichte 3, 1996, H. 3, S. 120–128, hier 122.

49 Bettina Hunger, Diesseits und Jenseits. Die Säkularisierung des Todes im Baselbiet des 19. und 20. Jahrhunderts, Verlag Kanton Basel-Landschaft, Liestal 1995, 314 S., Ln., 36,70 Sfr.; für die vorindustrielle Ära liegt ebenfalls eine neuere Arbeit vor, siehe: Martin Illi, Wohin die Toten gingen. Begräbnis und Kirchhof in der vorindustriellen Stadt, Zürich 1992.

soziologischen Überlegungen Niklas Luhmanns aus; souverän und mit sprachlicher Eleganz arbeitet die Autorin anhand eines breit gestreuten Materials aus zwei Jahrhunderten die Entwicklungslinien heraus, ohne den Text zur Unförmigkeit aufzublähen. Die präsentierten Materialien und Beispiele, darunter auch Bildquellen und Abbildungen sakraler Kunst, werden überlegt eingesetzt, die Deutung der sich verändernden Bräuche rund um den Tod – die Darstellung folgt den Übergangsriten vom Sterben über Begräbnis und Kremation bis zum Friedhof – erscheint komplex und präzise in erweiterte Zusammenhänge eingebettet. Die Vorzüge einer solchen Arbeit springen erst recht ins Auge, zieht man zum Vergleich das volkskundlich inspirierte Buch von Albert Hauser bei, das sich in der Fülle der isolierten Phänomene verliert, wenn es auch wunderschön illustriert daherkommt.⁵⁰

Von einem durchaus andersartigen, weniger stringent eine Linie verfolgenden Konzept geht die anregende Studie von Jakob Messerli über Zeit und Zeitgebrauch im 19. Jahrhundert aus.⁵¹ Der Autor interessiert sich für die Vereinheitlichung der Zeitmessung und Uhrzeit im 19. Jahrhundert, die selbst in der kleinräumigen Schweiz einer Vielzahl regional abweichender Systeme unterlagen. Er fragt sodann – an zentraler Stelle – nach der Zeitnutzung und den ihr zugrundeliegenden religiösen, ökonomischen und medizinischen Vorstellungen, ohne sich auf die Fabrikindustrie zu beschränken, die in diesem Zusammenhang schon länger interessierte. Hier geraten vielfältige Fragen und Phänomene zur Darstellung: Die Wissenschaft nahm sich der Zeit an und befaßte sich mit dem Körper, der Ermüdung, dem Maß der notwendigen Erholung in Gestalt von Schlaf und Ferien. Unter zahlreichen Aspekten wurde der geregelte und haushälterische Zeitgebrauch zum Gegenstand systematisierter Überlegungen. Eine Popularisierung fanden die neuen Anschauungen in Publikumszeitschriften, die Messerli teilweise quantitativ auswertet.

Wie der Zeitgebrauch geriet auch die Ernährung, um diesen Aspekt noch knapp zu erwähnen, im ausgehenden 19. Jahrhundert ins Visier der Wissenschaften. Den schweizerischen Rohkostpionier Max Bircher-Benner vergleicht Albert Wirz in seiner 1993 publizierten, zügig geschriebenen Studie mit dem amerikanischen Pendant John H. Kellogg, dem Erfinder der Corn Flakes.⁵² Den Wandel von Ernährung und Ernährungswissenschaft unter fabrikindustriellen Bedingungen des 20. Jahrhunderts thematisiert Jakob Tanner in einer grundlegenden, dieses Jahr erscheinenden Untersuchung.⁵³

Thematisch wie methodisch ganz anders geartet ist eine dem älteren Interesse an der Arbeiterbewegung entspringende Arbeit, welche sich mit der Arbeiterkulturbewegung der Schweiz in dem langen Zeitraum von 1920 bis 1960 befaßt.⁵⁴ Karl Schwaar sucht seinen Gegenstand über ein Konzept von »Arbeiterkultur« einzukreisen, das nicht einfach über Form und Inhalt (die vielfach wenig eigenständig waren), sondern über die Funktion vorgeht. Seine ambitionierte Arbeit, die sich kaum auf schweizerische Vorarbeiten stützen kann⁵⁵, zielt auf die Fragen nach der gesellschaftlichen Integration der Arbeiterbewegung, nach der Verarbeitung des Klassenkompromisses und des sozioökono-

50 Siehe *Albert Hauser*, *Von den letzten Dingen. Tod, Begräbnis und Friedhöfe in der Schweiz 1700–1990*, Zürich 1994.

51 *Jakob Messerli*, *Gleichmäßig, pünktlich, schnell. Zeiteinteilung und Zeitgebrauch in der Schweiz im 19. Jahrhundert*, Chronos Verlag, Zürich 1995, 296 S., Ln., 48 Sfr.

52 *Albert Wirz*, *Die Moral auf dem Teller. Dargestellt an Leben und Werk von Max Bircher-Benner und John Harvey Kellogg*, Zürich 1993.

53 *Jakob Tanner*, *Fabrikmahlzeit. Ernährungswissenschaft, Industriearbeit und Volksernährung in der Schweiz 1890–1950*, erscheint bei Chronos, Zürich, Ende 1996.

54 *Karl Schwaar*, *Isolation und Integration. Arbeiterkulturbewegung und Arbeiterbewegungskultur in der Schweiz 1920–1960*, Verlag Helbing & Lichtenhahn, Basel 1993, 305 S., kart., 68 Sfr.

55 Abgesehen von der Periode vor 1914, wo er sich an Erich Gruner anlehnt, arbeitet Schwaar weitgehend aus den Quellen; der 70seitige Anmerkungsteil bezeugt den enormen Aufwand.

mischen Wandels. Das Material liefern namentlich die Arbeiterturner, Sänger und Naturfreunde; der Schwerpunkt liegt auf der Zwischenkriegszeit, während die 1950er Jahre noch im Ausblick erfaßt werden. Die organisierte Arbeiterkultur ließe sich zweifellos gewinnbringend mit der katholischen Milieukultur vergleichen, die zeitlich parallel ihre größte Ausstrahlung erreichte. Diese Parallelität wird bei Schwaar, der darin dem Selbstverständnis der dargestellten Organisationen verhaftet bleibt, kaum wahrgenommen. Dennoch läßt sich seine Untersuchung als Anschauungsmaterial zur politisch-sozialen ›Versäulung‹ der schweizerischen Gesellschaft der Zwischenkriegszeit lesen, wenn der Autor auch in dieser Richtung zu wenig Fragen stellt.

Da Schwaar den Anspruch der Arbeiterkulturorganisationen, eine organisierte Gegenwart aufzubauen, zum Gliederungsprinzip seiner Arbeit macht, bleiben die Bezüge zur allgemeinen Entwicklung der Freizeit- und Unterhaltungskultur unterbelichtet. Die vom Autor fragmentarisch eingebrachten Zahlen für Parallelorganisationen der Turner, des Fußball- und Athletikverbandes relativieren den Erfolg der Arbeiterkultur sogleich um einiges.⁵⁶ Insgesamt erreichte die sozialistische ›Sonderkultur‹ nie eine solche Breite wie in Deutschland. Nach 1945 verzeichnet Schwaar indes eine interessante Umkehr: Die Verbände der Arbeiterkultur in der Schweiz erlebten zu ihrer Überraschung, daß sie international den Anschluß verloren hatten, da in den von Krieg und Besatzung betroffenen Ländern die vereinsmäßige Abschließung der Arbeiterschaft stärker zurückgedrängt worden war als in der Schweiz.

Äußert Schwaar sich nur beiläufig zur Rolle der Geschlechter, namentlich im Sport, so stehen diese im Mittelpunkt einer Studie über den Frauensport von Eva Herzog.⁵⁷ Die Sozialgeschichte des Sports wie auch der Freizeit in der Schweiz des 20. Jahrhunderts ist weitgehend ungeschrieben.⁵⁸ Die Arbeit bietet denn auch trotz unübersehbarer Schwächen – ausufernde Präsentation der Materialien, geringe analytische Distanz, kein Bezug auf die Freizeitdiskussion – eine Fülle von Informationen zum Vereinswesen, zum medizinisch-eugenischen Überbau des Frauensports sowie zu der nicht unbedingt deckungsgleichen kulturellen Praxis in Sport und Geselligkeit. Der Schwerpunkt liegt auf der Zwischenkriegszeit, indes werden manche Daten, so etwa zur Mitgliederentwicklung, gewinnbringend bis in die Gegenwart fortgeführt. Überaus deutlich schlägt sich die Umwälzung im Geschlechterverhältnis während der 1960er Jahre nieder, als die Zahl der turnenden Frauen im steilen Anstieg jene der Männer überholte und das alte, auch von den Frauen akzeptierte Wettkampfverbot fiel.⁵⁹ Eindeutig sind die Resultate zur sozialen Positionierung der Vereine. »Die typische Turnerin der 20er und 30er Jahre war ledig, berufstätig und entstammte dem Mittelstand.« (S. 262)

Die Autorin läßt die in der Basler Region schwach vertretenen katholischen und sozialistischen Vereine unberücksichtigt. Sieht man bei Schwaar über die turnenden Frauen im sozialistischen Milieu nach, so werden überraschende Konstellationen sichtbar: Während die bürgerlichen Frauenturnvereine in den 1930er Jahren de facto zum

56 In der Phase ihres stärksten Wachstums, den 1920er Jahren, vermochten die Arbeiterverbände den Mitgliederanteil an den gesamten Sportverbänden nur von 8,5 auf 10,7 Prozent zu steigern (berechnet nach den Zahlen von Schwaar, S. 31 und 49).

57 Eva Herzog, »Frisch, frank, fröhlich, frau«. Frauenturnen im Kanton Basel-Landschaft. Ein Beitrag zur Sozialgeschichte des Breitensports, Verlag Kanton Basel-Landschaft, Liestal 1995, 448 S., Ln., 36,70 Sfr.; zum Sport, bzw. den großen Turnfesten, finden sich auch mehrere Beiträge bei: Basil Schader/Walter Leimgruber (Hrsg.), Festgenossen. Über Wesen und Funktion eidgenössischer Verbandsfeste, Basel 1993.

58 Neben der soziologischen wird auch die sozialhistorische Freizeitdiskussion thematisiert bei: Gaby Fierz/Daniela Gloor/Beatrice Schumacher, Freizeit, Mobilität, Tourismus aus soziologischer Sicht, Bern 1993.

59 Siehe die Mitgliederzahlen, sowohl gesamtschweizerisch wie kantonale (Herzog, S. 129, 178 ff.).

Wettkampf übergangen, wenn auch die öffentliche Auszeichnung unterblieb, so ließen die sozialistischen Turnerinnen in gegenläufiger Bewegung 1938 unter dem Druck des geschlechterpolitischen »rollback« jener Jahre die erst 1930 eingeführte geschlechtsneutrale Kleidung wieder fallen. Sie gaben dem Drängen der Männer nach und trugen seither statt Hose und Leibchen blaue Gymnastikröcke, wenn sie auch den Vorstoß auf Abschaffung der geschlechtlich gemischten Massenfrieübungen abzuwehren vermochten.⁶⁰

*

Bereits seit längerem erscheinen Arbeiten, die in unterschiedlicher Gewichtung von mündlich erhobenen Quellen Gebrauch machen; so auch die eben vorgestellte von Eva Herzog. Die Methode stieß indes, wie einer der Interessierten jüngst festhielt, bisher in der Schweiz auf ungünstige Bedingungen: »Es gibt keine einigermaßen einheitliche Praxis der Oral History, keine größeren Forschungsprojekte, keine Organisation der an Oral History Interessierten, kein einziges Ordinariat mit Schwerpunkt Oral History und – angesichts der praktisch inexistenten Archivierung – offenbar auch kein Bewusstsein für die gesellschaftliche Bedeutung mündlicher Quellen.«⁶¹ Ein vor zwei Jahren von einer Basler Arbeitsgruppe veröffentlichter Band dokumentiert die Situation, an der sich seither nichts Wesentliches geändert hat, und stellt zugleich den bisher einzigen in der Schweiz unternommenen Versuch dar, die Methode und einige ihrer Anwendungsmöglichkeiten reflektiert vorzustellen.⁶² Die Arbeitsgruppe hat sich inzwischen aufgelöst. Dem vielversprechenden Auftakt folgten noch kaum größere und überzeugende Studien, die zentral mit mündlich erhobenen Quellen arbeiten; indes existieren mehrere unpublizierte Forschungsarbeiten.⁶³ Florian Blumers Studie über die Elektrifizierung des dörflichen Alltags in einem baslerischen Dorf, die sich explizit als Oral History-Studie bezeichnet, bleibt unbefriedigend, da sie wenig mit dem zwar sorgfältig erhobenen, dann aber nur extensiv ausgebreiteten Interviewmaterial anzufangen weiß und bezüglich der Geschichte der Elektrotechnik und der Elektrifizierung des Haushalts kaum über den rudimentären Forschungsstand der Schweiz hinausblickt.⁶⁴ In erster Linie sozialstrukturell und siedlungsgeographisch interessiert präsentiert sich auch die Untersuchung einer Berner Agglomerationsgemeinde, für die eine größere Zahl von Gesprächen geführt wurde; das entsprechende Material wird in einem gesonderten Textblock veröffentlicht, indes über weite Strecken kaum ernsthaft zum Gegenstand der Untersuchung gemacht, geschweige denn problemorientiert befragt.⁶⁵

Zwischen Alltagsgeschichte und Oral History bewegt sich eine reizvolle kleine Arbeit von Beatrice Schumacher zur Entwicklung des Waschens im 20. Jahrhundert, die im Kern auf einer Reihe von Gesprächen mit älteren Frauen eines Dorfs der Basler Land-

⁶⁰ Schwaar, S. 85 und 152.

⁶¹ Gregor Spuhler, Versuch eines Ketzers: Thesen zur »Oral History«, in: *Traverse. Zeitschrift für Geschichte* 1, 1994, H. 2, S. 127 und ff.; siehe auch die Debattebeiträge in: ebd., H. 1, S. 131 ff. und 2, 1995, H. 1, S. 131 ff.

⁶² Gregor Spuhler u. a. (Hrsg.), *Vielstimmiges Gedächtnis. Beiträge zur Oral History*, Chronos Verlag, Zürich 1994, 238 S., kart., 38 Sfr.; ein wesentlicher Impuls war von einem Gastseminar Lutz Niethammers 1988/89 in Basel ausgegangen.

⁶³ Publiziert erschien aber z. B. *Claudia Töngi*, Im Zeichen der Geburt. Der Ort des weiblichen Körpers in Gefährdungsvorstellungen am Beispiel eines Urner Bergdorfes, in: *Historische Anthropologie* 1, 1993, S. 250–272.

⁶⁴ Florian Blumer-Onofri, Die Elektrifizierung des dörflichen Alltags. Eine Oral History-Studie zur sozialen Rezeption der Elektrotechnik im Baselbiet zwischen 1900 und 1960, Liestal 1994.

⁶⁵ Siehe Ueli Häfeli, Ein Dorf wird Vorstadt. Suburbanisierung am Beispiel der bernischen Agglomerationsgemeinde Münchenbuchsee, Chronos Verlag, Zürich 1996, 366 S., Ln., 58 Sfr.

schaft beruht.⁶⁶ Die aus den Interviews gewonnenen Informationen werden geschickt mit weiteren Quellen verbunden, wobei es sich als Glücksfall erweist, daß das betreffende Dorf über mehrere genossenschaftlich organisierte Waschhäuser verfügte, deren Protokollbücher seit der Jahrhundertwende mehrheitlich erhalten sind. Dies erlaubt eine präzise Erfassung der quantitativen Entwicklung des Waschens, bis hin zum Auftritt eines hygienebegeisterten jungen Landarztes. Kombiniert mit Daten zur ökonomischen Entwicklung der Gemeinde (Fabrikgründung in den 1920er Jahren, Rückgang der Landwirtschaft, zunehmende Pendlerzahlen) stellt die Autorin den unscheinbar-alltäglichen Umgang mit der Wäsche und dessen allmähliche Veränderung bis hin zu der rasanten Beschleunigung nach 1945 in vielfältige Zusammenhänge. Die Illustrationen erhöhen das Vergnügen an dem schön gestalteten schlanken Heft.

Wenn »Oral History« in der Schweiz bisher keine befriedigenden, größeren Arbeiten hervorgebracht hat, so spricht dies nicht gegen die Methode, verdeutlicht aber die oftmals unterschätzten Schwierigkeiten bei deren Anwendung, die ohne subtile Deutung und intensive Kritik des gewonnenen Gesprächsmaterials nicht auskommen kann.

5. GESUNDHEIT, KÖRPER, HYGIENE

Eine Reihe jüngerer Untersuchungen kreist um Gesundheit, Körper, Hygiene und interessiert sich für deren kulturelle Normierung und soziale Kontrolle. Die Thematik, bei der es in hohem Maß um die Entstehung und Verbreitung von »Wissen« geht, erweist sich als besonders geeignet für die Erprobung diskursanalytischer Konzepte, die in unterschiedlichem Grad von Ausformuliertheit zur Anwendung gelangen.⁶⁷

Dominique Puenzieux und Brigitte Ruckstuhl untersuchen mit Bezugnahme auf Michel Foucault am Zürcher Beispiel die Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten mit- samt den darum geführten medizinischen, politischen und moralischen Diskursen, um daraus die sich wandelnden Bilder von Sexualität zu erfassen.⁶⁸ Dies geschieht in geschickter Weise mit jeweiligem Bezug auf die internationale Fachdiskussion, die seit dem Medizinerkongreß von Paris 1867 dazu tendierte, die Gefahr der Geschlechtskrankheiten über eine strenge Regulation der Prostitution anzugehen. Den Reglementaristen stellte sich gegen Ende des Jahrhunderts mit zunehmender Wirksamkeit die Bewegung der Abolitionisten entgegen, die sittlich-religiös argumentierend bürgerliche (Ehe-)Männer in die Pflicht nahmen. In der Volksabstimmung 1897 siegte diese Linie, die Bordelle in Zürich wurden geschlossen. Die »gefallenen Mädchen« blieben indes auch (und erst recht) nach dem Wegfall der Reglementation Objekt der Kontrolle und Repression. Die Ambivalenzen zwischen Selbstkontrolle und rigidem äußerem Zugriff, namentlich gegenüber Frauen der Unterschicht, treten in dem spannenden Buch überaus deutlich hervor.

66 *Beatrice Schumacher*, Ziefener Waschgeschichte(n). Ein Beitrag zur Geschichte des Waschens im 20. Jahrhundert, Verein für Heimatpflege Ziefen, Ziefen 1994, 60 S., kart., 18 Sfr.

67 Die bisher expliziteste methodische Diskussion hierzu aus der Schweiz stammt von *Philipp Sarasin*, Subjekte, Diskurse, Körper. Überlegungen zu einer diskursanalytischen Kulturgeschichte, in: GG, Sonderh. 1996: »Probleme der Kulturgeschichte« (im Druck).

68 *Dominique Puenzieux/Brigitte Ruckstuhl*, Medizin, Moral und Sexualität. Die Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten Syphilis und Gonorrhöe in Zürich 1870–1920, Chronos Verlag, Zürich 1994, 335 S., kart., 48 Sfr.; siehe auch die Diskussion des Buches durch *Philipp Sarasin*, in: *Traverse. Zeitschrift für Geschichte* 2, 1995, H. 3, S. 165–169.

Um soziale Kontrolle geht es auch in Barbara Kollers Untersuchung zur Durchsetzung bürgerlicher Lebensführung im 20. Jahrhundert.⁶⁹ Das von Nationalökonomien und Hygienikern konstruierte Leitbild »gesunden Wohnens« und die Maßnahmen zu seiner praktischen Umsetzung sind ihr Thema. An die Darstellung der großen Wohnungsenqueten um die Jahrhundertwende schließt die Analyse der sich herausbildenden sozialhygienischen Konzepte an; im Mittelpunkt aber steht die minutiöse Auswertung von Verwaltungsakten der Stadt Basel, welche die »sanitarische« Wohnungskontrolle in praktischer Aktion zeigen. Auf der Gegenseite erscheinen die in überwältigender Weise ausgelieferten unterbürgerlichen Schichten als Zielgruppe behördlicher »Erziehung«. Die Wohnungskontrolle gewährte ihren »Opfern« freilich auch ein eigenes Klagerecht, von dem diese regen Gebrauch machten – gegen ihresgleichen. »Die Unterschichtangehörigen klagten [...], weil die von ihnen im Alltag gemachten Erfahrungen den Neid und die Mißgunst, den Haß und die Rachegelüste, die soziale Aspiration und den Wunsch nach Ausgrenzung förderten. Durch das ihnen vom Staat zur Verfügung gestellte Machtmittel der Klage konnten sie diesen Gefühlen Ausdruck geben und ihre Erfahrung der Unterlegenheit kompensieren.« (S. 333)

Im komplexen Zusammenwirken von Druck und Anreizen kam es zur Anpassung des Verhaltens; inwiefern auch eine Übernahme bürgerlicher Werte erfolgte, bleibt freilich offen, wie die Autorin einräumt. Man könnte diese Möglichkeit sogar aus grundsätzlichen Erwägungen bezweifeln, gibt es doch ernsthafte Gründe, weshalb Bürgerlichkeit gesellschaftlich nur bedingt ausbreitungsfähig ist. Wurden hier nicht eher Hinterhältigkeit und Denunziantentum großgezogen als eine »Bürgerlichkeit«, die mehr sein wollte als eine äußerlich angepaßte, aber innerlich verbogene Kleinbürgerlichkeit? In der Tat liefert die Autorin spannende Einblicke in die bis vor kurzem systematisch verschlossenen Dunkelkammern des Verwaltungsstaats. Die Zugänglichkeit der von ihr bearbeiteten Quellen versteht sich keineswegs von selbst, da sie unter dem Deckmantel des Datenschutzes leicht unter Verschuß zu halten sind. Koller leistet einen Beitrag zur Klärung der alltagskulturellen Bedingungen, welche das Aufkommen eines schweizerischen Überwachungsstaats und seine aktive Begünstigung durch weite Teile der Bevölkerung im 20. Jahrhundert möglich machten.⁷⁰ Die im Zug der »Fichenaffäre« von 1990/91 bekannt gewordenen, unkontrolliert wuchernden polizeistaatlichen Praktiken verschiedener Verwaltungsstellen bei Bund und Kantonen erfahren hier eine unerwartete, ursprünglich wohl keineswegs intendierte Hintergrundausleuchtung. Auch die bei der Bevölkerung erzielten Verhaltensänderungen im Zug des Kampfes um »gesundes Wohnen« dürften aus meiner Sicht eher auf der Ebene der unintendierten Handlungsfolgen als in einer Zunahme von Bürgerlichkeit liegen.

6. BÜRGERTUM, STAAT, POLITIK

Bürgertum und Bürgerlichkeit gehörten eine Zeitlang zu den favorisierten Themenkreisen der Sozialgeschichte. Die Thematik ist insofern dankbar, als sie sich auf vielen Wegen erschließen läßt und – wie immer deutlicher hervortritt – ohne geschlechter-, kultur-

69 Barbara Koller, »Gesundes Wohnen«. Ein Konstrukt zur Vermittlung bürgerlicher Werte und Verhaltensnormen und seine praktische Umsetzung in der Deutschschweiz 1880–1940, Chronos Verlag, Zürich 1995, 362 S., kart., 59 Sfr.

70 Siehe hierzu den offiziellen Untersuchungsbericht, der allerdings noch viele Fragen offen läßt: Georg Kreis, Staatsschutz in der Schweiz. Die Entwicklung von 1935–1990, Bern 1993; sehr wertvoll auch die Angaben zum Staatsschutz der 1930er Jahre bei: Herrmann Wichers, Im Kampf gegen Hitler. Deutsche Sozialisten im Exil 1933–1940, Chronos Verlag, Zürich 1994, 428 S., kart., 48 Sfr.

und mentalitätsgeschichtliche Fragen nur unzulänglich zu bearbeiten ist. In Kontakt mit den entsprechenden deutschen Projekten, wenn auch in bescheidenerem Rahmen, ohne die koordinierten Großunternehmen namens »Sonderforschungsbereich«, entstanden etliche Arbeiten, deren Schwerpunkt auf dem 18. und 19. Jahrhundert liegt. Vor einigen Jahren erschien die originelle Studie von Philipp Sarasin über das Basler Bürgertum, die ihr Objekt ebenso gekonnt statistisch umreißt wie unter dem Mikroskop mit kulturanthropologisch und psychoanalytisch geschärftem Blick seziert.⁷¹ Erwähnt sei ferner, neben zwei Studien zu den protestantischen Geistlichen sowie den Landärzten im Kanton Zürich, die Arbeit von Urs Kälin über die Urner Magistratenfamilien im 18. und 19. Jahrhundert, die ein differenziertes Bild dieser im Kern eher adligen als bürgerlichen ländlichen Führungsschicht entwirft und zudem eine der bislang vernachlässigten katholischen Regionen ins Auge faßt.⁷² Zu erwähnen sind sodann die dank systematischer internationaler Vergleiche Pionierarbeit leistenden Studien von Hannes Siegrist zur Geschichte der Advokaten in Deutschland, der Schweiz und Italien, die in enger Verbindung mit den Bielefelder Forschungsprojekten entstanden.⁷³

Wegen ihres umfassenden Charakters möchte ich auf die 1995 erschienene Arbeit von Albert Tanner über das Bürgertum in der Schweiz (1830–1914) näher eingehen, welche Teilstudien über Bern und Zürich gesamtschweizerisch ausweitet.⁷⁴ Der Autor orientiert sich an den Kategorien von Max Weber, Anthony Giddens und Pierre Bourdieu, hält sich in der empirischen Praxis aber stark an einige französische Vorbilder. Er möchte aufzeigen, »wie im Laufe des 19. Jahrhunderts aus den verschiedenen bürgerlichen Erwerbs- und Berufsklassen in der Schweiz tatsächlich ein sozial und kulturell einheitliches und politisch handlungsfähiges Bürgertum entstanden ist, was diese verschiedenen sozialen Gruppen geeint und zusammengehalten und sie so zu einer ›Klasse‹ gemacht hat, die sowohl eine ihr eigene Lebensführung und Mentalität aufwies als auch auf der Grundlage dieser Gemeinsamkeiten eine soziale Identität ausbildete und politisch aktiv wurde« (S. 25).

Ein erster, quantitativer Teil kreist den Gegenstand anhand der Sozialstatistik (Selbstständigkeit, Beruf, Dienstbotenhaltung), der Steuerstatistik (Einkommen, Vermögen) und der Erfassung der Heiratskreise grob ein; ein zweiter Teil steht unter dem Primat von Lebensweise und Mentalität, untersucht also Familie und Verwandtschaft, Lebenshaltung, Geselligkeit und Vereinswesen; ein dritter konzentriert sich auf die politische Konstituierung des Bürgertums seit dem frühen 19. Jahrhundert. Zeitlich liegen die Schwerpunkte vor der Jahrhundertwende, auf der Periode zwischen 1830 und 1880/90. Das Hauptinteresse gehört der bürgerlichen Machteroberung, weniger den späteren Transformationen, die nur partiell noch einbezogen sind. Dies betrifft etwa den aufkommenden Klassengegensatz nach »unten«, zur Arbeiterschaft. Hier orientiert sich der Autor an Erich Gruner. Tanner interessiert sich stark für die Ablösung der alten »Her-

71 Philipp Sarasin, *Stadt der Bürger. Struktureller Wandel und bürgerliche Lebenswelt*. Basel 1870–1900, Basel 1990.

72 David Gugerli, *Zwischen Pfrund und Predigt. Die protestantische Pfarrfamilie auf der Zürcher Landschaft im ausgehenden 18. Jahrhundert*, Zürich 1988; Sebastian Brändli, »Die Retter der leidenden Menschheit«. Sozialgeschichte der Chirurgen und Ärzte auf der Zürcher Landschaft (1700–1850), Zürich 1990; Urs Kälin, *Die Urner Magistratenfamilien. Herrschaft, ökonomische Lage und Lebensstil einer ländlichen Oberschicht, 1700–1850*, Zürich 1991.

73 In Teilresultaten bereits vorliegend, kann die soeben erschienene umfangreiche Hauptarbeit in diesem Zusammenhang nicht mehr näher vorgestellt werden; siehe: Hannes Siegrist, *Advokat, Bürger und Staat. Eine Sozialgeschichte der Rechtsanwälte in Deutschland, Italien und der Schweiz (18.–20. Jahrhundert)*, Frankfurt/Main 1996.

74 Albert Tanner, *Arbeitsame Patrioten – wohlanständige Damen. Bürgertum und Bürgerlichkeit in der Schweiz 1830–1914*, Verlag Orell Füssli, Zürich 1995, 848 S., Ln., 68 Sfr.

ren«, der patrizisch-aristokratischen Geschlechter, die vor allem in Bern, schwächer auch in Zürich, bis um 1830 den Ton angaben. Hier gelingen die nach meinem Eindruck stärksten Passagen des Buchs, die zum Beispiel die hinhaltende Abwehr bernischer Patrizier gegen die »neue Zeit« und ihre schließlich doch erfolgreiche gesellschaftliche Integration überzeugend darstellen. Auch zeigt Tanner eindringlich die weit über die liberalen Umwälzungen von 1830 hinaus anhaltende Dominanz alter Geschlechter auf kommunaler Ebene, die bis in die 1870er Jahre mit massiven Einschränkungen des Wahlrechts einherging.

Insgesamt jedoch vermag mich die Untersuchung, obwohl sie eine große Zahl – für sich genommen reizvoller – Teilstudien und Materialien enthält, nicht zu überzeugen.⁷⁵ Dies liegt weniger an den Lücken, auf die Tanner selbst verweist, so die Absenz der katholischen Schweiz und des ländlich-kleinstädtischen Bürgertums, welch letzteres mir allerdings neben der konfessionellen Spaltung als eine sehr typische Komponente der bürgerlichen Schweiz erscheint. Unbefriedigend erscheint mir die Arbeit aus Gründen, die mit dem methodischen Rüstzeug und den theoretisch-konzeptionellen Ausgangspunkten zusammenhängen. Die gewählten Konzepte finden Verwendung im Sinn einer »Generallinie«, welche das Buch durchzieht und zur Massierung von Belegen für die oben zitierte Zielvorgabe führt. Ausgangsfragen, Forschungsweg, Ziel und Resultat verschmelzen in einem Amalgam. Diskutiert wird in diesem Buch viel zu wenig, es gibt keine offenen Fragen; gewiß ist die Sekundärliteratur in Bruchstücken präsent, doch nur illustrierend, wo sie die Intentionen des Autors verdeutlicht, schlecht von den Quellen zu unterscheiden, sofern man nicht den Anmerkungsapparat konsultiert.

Tanner hat höchst aufschlußreiches biographisches Material – Briefe, Tagebücher, Erinnerungen, Nachrufe – zusammengetragen; aber öfter schien mir, er traue den Dokumenten nicht, indem er stets noch weitere anhäuft. Das Mißtrauen gegenüber dem biographischen, »nur individuellen« Material mag mit dem gewählten Zugriff zusammenhängen, der den generalisierenden strukturellen Blick vor die Tiefenanalyse stellt, die gerade an diesen Quellen – so ahnt man – mehr hätte erbringen können. Dies gilt zweifellos auch für die Subtilitäten der Geschlechterbeziehung, deren Darstellung unbegreiflicherweise das Thema Sexualität ausspart, ohne diesen Entscheid auch nur zu erwähnen. Dabei können wir davon ausgehen, daß viele der »privaten« Dokumente (Tagebücher, Briefe usw.) hierzu aufschlußreiches Material enthalten. Wie bedauerlich auch, um noch einen Moment bei der Rolle der Frauen zu verweilen, daß es für deren Aktivität in der Berner Politik (namentlich von Patrizierinnen) bei der bloßen Andeutung bleibt. In dieser Hinsicht wirkt die Darstellung konventionell, indem der umfangreiche Teil über die »politische Konstituierung des Bürgertums« die zuvor behandelte Geschlechterordnung plötzlich ausläßt. Geschieht es trotz – oder gerade wegen – der Verpflichtung auf generalisierende Konzepte, daß hier die Distanz zum Selbstverständnis der Zeit verloren geht?

Auch die seit dem späten 19. Jahrhundert anwachsende jüdische Komponente im Bürgertum und die antisemitische Abwehr bleiben unerwähnt. Diese spielten namentlich im reformierten Zürich eine Rolle, wo im übrigen bereits vor 1914 infolge der starken Zuwanderung auch ein katholisches Bürgertum entstand, so daß der konfessionelle Faktor mit den gewählten regionalen Vorgaben sehr wohl greifbar gewesen wäre. Die Untersuchung der Ausweitung von »Bürgerlichkeit« in Kleinbürgertum und gehobene Bauernschaft schließlich steht noch vollends aus; sie gerät bei Tanner, der sich auf das Großbürgertum konzentriert, kaum ins Blickfeld.

⁷⁵ Siehe auch die Kritik von *Manfred Hettling*, in: *Traverse. Zeitschrift für Geschichte* 3, 1996, H. 1, S. 182–184.

Für die Zeit nach 1914 bleibt die Forschung zum Bürgertum dürftig. Die politische Sozialgeschichte hingegen wurde – mit zahlreichen Bezügen zu Bürgertum und Politik – jüngst durch etliche Studien erweitert. Sie betreffen nur noch vereinzelt die Arbeiterbewegung, das einstige Vorzugsobjekt der Sozialgeschichte.⁷⁶ In dieser Hinsicht wäre die zügig geschriebene und knapp gehaltene, als rasche Orientierung im Dickicht der schweizerischen Partei- und Sozialpolitik des 20. Jahrhunderts lesbare Studie von Bernard Degen zur Regierungsbeteiligung und den Einwirkungsmöglichkeiten der Sozialdemokratie als Minderheitspartei im politischen Entscheidungsprozeß zu nennen.⁷⁷ Ausgehend von den alternativen Erklärungsangeboten vom Primat sozioökonomischer Prozesse und Strukturen (Klassenhypothese) und dem Primat politischer Strukturen (parlamentarische Hypothese) skizziert Degen über hundert Jahre hin die Entwicklung der Sozialpolitik, der sozialdemokratischen Programmatik und die Geschichte ihrer Regierungsbeteiligung, begleitet von nützlichen, chronologisch durchlaufenden Informationen (Wähler- und Sitzanteile der wichtigen Parteien ab 1890).

Bis zum Ende des Ersten Weltkrieges konnte sich der sozialdemokratische Einfluß auf die Bundesgesetzgebung durchaus sehen lassen. Er bewegte sich »im Rahmen anderer europäischer Industriestaaten« (S. 28), obwohl er vor allem auf indirektem Weg erfolgte. Seither begann die Sozialpolitik in der Schweiz allerdings im internationalen Vergleich zurückzufallen, woran die erstmalige direkte Regierungsbeteiligung der Linken 1943 nichts änderte. Wichtiger als der Sitz in der Landesregierung war zum Beispiel im Hinblick auf die 1947 erfolgte Einführung einer Altersversicherung die Aufnahme des Gewerkschaftsbundes in das vorparlamentarische Verfahren. Was Degen für die 1950er Jahre konstatiert, stellt zugleich ein Resümee seiner Untersuchung dar: »Ob mit oder ohne sozialdemokratischen Bundesrat, Entscheidungsstrukturen und Entscheidungsprozesse blieben weitgehend die gleichen.« (S. 72) Das innenpolitische Machtzentrum lag trotz der seit 1959 permanenten Regierungsbeteiligung der SPS im Rahmen eines eingefrorenen Proporz (»Zauberformel«) in erster Linie weiterhin bei dem Verbandssystem. Nur im Fall, daß Gegensätze zwischen den organisierten Interessen aufbrachen, gewannen Parteien und Parlament an Bedeutung. So schließt Degen sich der anhand von europäischen Vergleichen formulierten Hypothese an, die Zusammensetzung der Regierungen sei von geringerer Erklärungskraft für die Unterschiede in der staatlichen Politik als oftmals vermutet: »Die Vorstellung, sozialdemokratische Regierungsbeteiligung oder gar Alleinregierung bilde die Voraussetzung entschiedener Sozialreform, läßt sich international nicht erhärten.« (S. 129)

In die innere Mechanik staatlicher und wirtschaftlicher Macht führt die Untersuchung des Lausanner Historikers Sébastien Guex über Geld- und Finanzpolitik des Bundes in der entscheidenden Phase von 1900 bis 1920.⁷⁸ Entscheidend war diese Zeit, da die Geld-

76 Einen Überblick aktueller Interessen bietet die Festschrift für Marc Vuilleumier, einen Pionier der Geschichte der schweizerischen Arbeiterbewegung: *Jean Batou/Mauro Cerutti/Charles Heimberg* (Hrsg.), *Pour une Histoire des Gens sans Histoire. Ouvriers, Exclues et Rebelles en Suisse, 19e–20e siècles*, Lausanne 1995; ferner erschienen zeitgleich zwei enorme Publikationen zu Kommunistischer Partei und Komintern: *Brigitte Studer*, *Un Parti sous Influence. Le Parti Communiste Suisse, une Section du Komintern 1931 à 1939*, Lausanne 1994; *Peter Huber*, *Stalins Schatten in die Schweiz. Schweizer Kommunisten in Moskau: Verteidiger und Gefangene der Komintern*, Zürich 1994.

77 *Bernard Degen*, *Sozialdemokratie: Die Geschichte der Regierungsbeteiligung der schweizerischen Sozialdemokraten*, Verlag Orell Füssli, Zürich 1993, 159 S., Ln., 39,80 Sfr.

78 *Sébastien Guex*, *La Politique monétaire et financière de la Confédération Suisse 1900–1920*, Editions Payot, Lausanne 1993, 504 S., kart., 59 Sfr.; ; zum Thema siehe auch: *Sébastien Guex/Martin Körner/Jakob Tanner* (Hrsg.), *Staatsfinanzierung und Sozialkonflikte (14.–20. Jh.)*, Chronos Verlag, Zürich 1994, 271 S., kart., 44 Sfr.

politik mit der Gründung der Schweizerischen Nationalbank 1906 an Autonomie gegenüber dem bis dahin dominierenden Pariser Kapitalmarkt gewann, was zur Grundlage für die Entfaltung des Finanzplatzes Schweiz im Ersten Weltkrieg wurde; entscheidend auch im Hinblick auf die Steuerung und die schließlich nach Kriegsende erfolgende Abstopfung der inflationären Geldentwertung, die – so zeigt der Autor – in enger Verbindung mit der politischen Konstellation stand, namentlich mit dem gegen die Arbeiterbewegung gerichteten Schulterschuß des industriellen Kapitals mit der Bauernschaft. Im Interesse an den bündnis- und klassenpolitischen Aspekten der Steuer- und Finanzpolitik berührt sich die Untersuchung von Guex im übrigen – bei etwas anders gelagerten Schlußfolgerungen – mit der im folgenden vorgestellten Arbeit über die Formierung einer bäuerlichen Interessenpolitik seit der Jahrhundertwende.

Werner Baumanns Untersuchung schneidet ein zentrales Thema der politischen Sozialgeschichte der Schweiz in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts an, erwies sich doch das politische Bündnis zwischen Bauern und Bürgertum (»Bürgerblock«) nach der Jahrhundertwende als entscheidend für die Sicherung bürgerlicher Hegemonie.⁷⁹ Baumann verbindet mit darstellerischem Geschick die Analyse des Entwicklungsweges des Bauernverbandes mit der Biographie seines jahrzehntelangen Sekretärs Ernst Laur. Angesichts von dessen zentraler Rolle für rund ein halbes Jahrhundert schweizerischer Agrarpolitik ist dies durchaus ein angemessenes Verfahren, obwohl Laur jenseits der Jugendjahre – aus diesen existiert ein aufschlußreiches Tagebuch – persönlich wenig greifbar wird. Der 1897 gegründete Bauernverband war mehr als eine Interessenorganisation: »Er definierte die Stellung der Bauern in Wirtschaft, Gesellschaft und Staat neu«, wie der Autor zusammenfaßt (S. 357). Wenige Jahre nach dem Abflauen der bäuerlichen Protestbewegungen der 1890er Jahre (Bauernbünde), die sich stark auf Verschuldungsfragen und Hypothekarzins eingeschossen hatten, steuerte der Bauernverband ein strategisches Bündnis mit dem bürgerlichen Lager an und gewann damit einen potenten politischen Partner. Anstelle der Zinsfrage – und damit der Erzeugerkosten – traten die Preise landwirtschaftlicher Erzeugnisse in den Vordergrund, woraus akute Gegensätze mit den Konsumenten, aber auch latente mit den Arbeitgebern resultierten, die beide an niedrigen Preisen interessiert waren. In der harten referendumspolitischen Auseinandersetzung um die Schutzzollvorlage von 1903 setzte der Bauernverband erstmals sein Rezept der Massenmobilisierung erfolgreich ein. Der unternehmerische Handels- und Industrieverein hatte – trotz freihändlerischer Neigungen – in den vorerst bescheidenen Schutz der einheimischen Landwirtschaft eingewilligt. Politische, nicht ökonomische Erwägungen standen dabei im Vordergrund. Auf der unterliegenden Gegenseite standen Konsumgenossenschaften, Gewerkschaften und Sozialdemokratie – eine politische Konfliktlage, die über Jahrzehnte hinweg die Geschehnisse der schweizerischen Politik bestimmte. In der langfristig folgenreichen Zolltarifabstimmung von 1903 »schien«, wie Baumann konstatiert, »erstmalig die Konstellation des Generalstreiks auf« (S. 179), der im November 1918 angesichts der geschlossen antisozialistischen Haltung der Landbevölkerung zur Niederlage der Arbeiterbewegung führte. Diese blieb politisch und gesellschaftlich isoliert; denkbare Bündnisse mit den Kleinst- und Nebenerwerbslandwirten (Arbeiterbauern) kamen nie zustande.

Bei der Untersuchung der Verbandsführung und Bauerntumsideologie betont Baumann das hohe Gewicht städtisch-intellektueller bzw. ländlich-agrarischer Eliten. Organisatorisch und bei den Finanzierungsmethoden, die aus dem Verband bald ein finanzmächtiges Schwergewicht machten, hielt Laur sich an das Vorbild des »Bundes der Landwirte« (BdL), jener präfaschistisch gefärbten deutschen Massenorganisation. Auch die

79 Werner Baumann, *Bauernstand und Bürgerblock. Ernst Laur und der Schweizerische Bauernverband 1897–1918*, Verlag Orell Füssli, Zürich 1993, 429 S., Ln., 68 Sfr.

konservativ-autoritäre Bauerntumsideologie mit rassenbiologischem Unterfütter stand deutschen Vorbildern nahe, wenn auch der (durchaus vorhandene) Antisemitismus eine geringere Rolle spielte. Die Eigenart des Bauernverbandes läßt sich indes – hierauf legt Baumann in Kritik der bisherigen Literatur großen Wert – nicht aus der Ideologie herleiten. Kennzeichnend für die mehrschichtige Realität sei vielmehr die Koexistenz der antimodernistischen Ideologie mit einer durchaus rationalen, die Modernisierung der Landwirtschaft bejahenden Grundtendenz. Die Erhaltung einer möglichst zahlreichen Bauernschaft war in Laurs Sicht gekoppelt mit der Bejahung des »bürgerlichen Fortschritts«; technische Modernisierungsbereitschaft verband sich mit kulturellem und politischem Konservatismus. Im Gegensatz zum BdL mit seiner antidemokratischen Stoßrichtung gab sich der Bauernverband in der Schweiz dabei traditionsbewußt demokratisch (was er intern keineswegs war). Auch betrieb er keine wahl- oder parteipolitische Agitation, da das direktdemokratische System genügend Einflußchancen eröffnete.

In der Person von Ernst Laur, der in einmaliger Personalunion die Stellung als Verbandssekretär und als Leiter des staatlich subventionierten Bauernsekretariats mit der Professur an der landwirtschaftlichen Abteilung der Technischen Hochschule in Zürich verband, fand die Organisation einen fähigen Kopf. Im Bauernsekretariat entwickelte Laur das System bäuerlicher Buchhaltung, mit dem der Verband selbst die statistischen Grundlagen für seine Interessenpolitik wie für die staatliche Agrarpolitik erhob. Laurs Methoden, den Produktionserfolg und die Rendite bäuerlicher Betriebe zu bestimmen, fanden internationale Anerkennung –, deutsche Hochschulen bemühten sich mehrmals, ihn abzuwerben. Kritisch bleibt anzumerken, daß Baumann gelegentlich diffus bleibt, wenn es darum geht, die Machtstellung des Bauernsekretärs zu erklären. Nicht die statuarische Stellung im Verband, so argumentiert er, sondern Laurs »Persönlichkeit« sei dafür ausschlaggebend gewesen (S. 132), namentlich die »Führungsqualitäten«, der »enorme Arbeitseinsatz« und der »Wille zur Macht«. Nicht unberechtigt scheint mir hier die Kritik von Sébastien Guex, daß Baumann in solchen Passagen seines Textes Gefahr laufe, tautologisch zu werden. »Könnte man nicht so weit gehen, die Hypothese zu formulieren«, so der Vorschlag von Guex, »daß der Bauernsekretär sein außerordentliches Format aufgrund der Entscheidung des Großunternehmertums erhielt, mit der Bauernbewegung eine strategische Allianz einzugehen?«⁸⁰ Näherliegend noch als die Vermutung einer gewissermaßen »von außen« erfolgenden Belehnung mit abgeleiteter Macht scheint mir die Hypothese, daß der Führungsschicht des Verbandes, ohne deren Einverständnis der allgewaltige Sekretär nicht handeln konnte, eine wesentlich größere Rolle zukommt, als von Baumann angenommen. Seine diesbezüglichen Bemerkungen bleiben knapp (S. 125 ff.), wie er auch eine Darstellung der regionalen Agrarreliten unterläßt, deren führende Repräsentanten der Verbandsvorstand versammelte.⁸¹

Unterbelichtet bleibt im übrigen der geschlechterpolitische Aspekt der sich ausformenden Agrarpolitik.⁸² Laur vertrat mit Vehemenz antifeministische Ansichten, die einen wichtigen Baustein der Bauerntumsideologie, ihrer antistädtischen und antimodernen Ressentiments darstellten. Der autoritäre Patriarchalismus spielte offensichtlich auch eine Rolle bei der Entwicklung der ökonomischen Erhebungen. Laur stülpte der

80 Sébastien Guex, *Union Suisse des Paysans et Bloc Bourgeois 1897–1918*, in: *Les Annuelles. Histoire et Société Contemporaines* 6, 1995, S. 35–43, Zitat S. 42 (Übers. aus dem Französischen).

81 Bedauerlicherweise ist Baumann eine unveröffentlichte Untersuchung entgangen, welche für die Zwischenkriegszeit mit Rückblicken in die von ihm behandelte Periode genau dies leistet und dabei vielleicht ins andere Extrem fällt: Der Bauernsekretär spielt hier eine marginale Rolle als keineswegs uneingeschränkt handlungsfähiger Verbandsangestellter. Hans-Ulrich Baumgartner, *Agrargeschichte und Agrarpolitik der Schweiz in der Zwischenkriegszeit von 1920–1940*, Lizentiatsarbeit bei Rudolf Braun, Universität Zürich 1981.

82 Darauf weist auch Guex, S. 43, hin.

bäuerlichen Wirtschaftsweise ein Konzept über, das den Bauer als »Unternehmer« begreifen wollte, die Bäuerin und die bäuerliche Familie somit zu »mithelfenden Familienangehörigen« deklassierte. Baumann selbst weist auf die zeitgenössische Kritik des Russen Alexander Tschajanow hin, der 1912 studienhalber auf dem Bauernsekretariat weilte und 1923 in dem auf Deutsch erschienenen Resümee seiner Forschungen⁸³ ein eigenes Modell vorstellte, daß er Laur in freundlicher Widmung zueignete, wiewohl seine Arbeit auf eine fundamentale Kritik an dessen Methoden hinauslief. Tschajanow begriff die bäuerliche Wirtschaft als »Familienökonomie«, die anderen Geboten als jenen der Rendite und Profitabilität folge, womit es ihm gelang, das ökonomisch vermeintlich oftmals widersinnige Verhalten von Kleinbauern zu erfassen, die Ernst Laur in seinen Berechnungen bezeichnenderweise auf der Seite ließ. Es verwundert nicht, daß Laur auf den alternativen Entwurf des einstigen Schülers kaum einging, hätte dieser doch eine grundlegende Revision seiner Ansätze erforderlich gemacht. Der Bauer als »Unternehmer«: In diesem die Mitträgerschaft der Frau negierenden Konzept verband sich sein autoritärer Patriarchalismus mit dem Entscheid für ein bestimmtes nationalökonomisches Modell und mit einer (keineswegs zwingenden) politischen Option, nämlich dem Bündnis der Bauernbewegung mit dem organisierten Unternehmertum, was vor allem dem Interesse der großbäuerlichen, stark verbürgerlichten Führungsschicht des Verbandes entsprach. Diesen Aspekten schenkt Baumann nach meiner Ansicht zu wenig Beachtung. Sie würden ansatzweise in Richtung einer Sozialgeschichte des Dorfes und der ländlichen Bevölkerung in der Schweiz im Übergang vom 19. zum 20. Jahrhundert weisen, auf deren Fehlen Baumann verweist. Eine solche Sozialgeschichte hätte sich stark mit den Kräften der Verbürgerlichung zu befassen, die zweifellos durch die erwähnten politischen Konstellationen zwar nicht verursacht, aber doch wesentlich begünstigt wurde. Doch steht diese Forschung, wie gesagt, noch weitgehend aus, da die konkrete Beschäftigung mit dem Dorf als sozialer Mikrokosmos sich in der Schweiz umgekehrt proportional zu dessen Beschwörung als Grundfeste nationaler Existenz verhält.⁸⁴

Arbeitet Baumann mit dem »klassischen« Instrumentarium der Sozialgeschichte, so schlägt Ruedi Brassels Studie zur Politik der 1920er Jahre andere Wege ein.⁸⁵ Erklärtermaßen geht es dem Autor um einen Ausschnitt, in dem die politische Kultur der Liberalen (des »Freisinns«) im Mittelpunkt steht. Brassel spricht von Bruchstücken, ein Charakter, der seiner anregenden, letztlich aber unbefriedigenden Arbeit insgesamt anhaftet. Der Ausgangspunkt, von dem er sich distanziert, ist das Klassenmodell, unter dem die 1920er Jahre vielfach analysiert wurden: Die Darstellung eines anhaltenden, erst gegen Ende der 1930er Jahre überwundenen Gegensatzes zwischen einem heterogenen bürgerlichen Lager (»Bürgerblock«) und einer ebenfalls gespaltenen Arbeiterbewegung. Ohne die Bedeutung dieses Modells rundweg zu negieren, möchte Brassel darüber hinausgelangen, indem er strukturgeschichtliche und diskursanalytische Verfahren miteinander verbindet und die dominierenden (hegemonialen) politischen Kommunikationsmuster analysiert.

Brassel zeigt überzeugend, in welchem Maß die Einheit der Nation als Bezugspunkt der Bürgerblockpolitik auch nach dem Verlust der freisinnig-liberalen Mehrheit im nationalen Parlament 1919 (mit dem Übergang zum Proporzwahlrecht) erhalten blieb. Diese Einheit war indes nicht mehr im Bezug auf den liberalen Bundesstaat von 1848

83 Siehe *Alexander Tschajanow*, *Die Lehre von der bäuerlichen Wirtschaft*, Berlin 1923.

84 Es existieren unzählige, teilweise auch qualitativ hochstehende Ortsgeschichten, entsprechend dem gepflegten Selbstbewußtsein der Gemeinden; doch hat noch niemand die dort vorhandenen, zahlreichen Hinweise für eine Sozialgeschichte des Dorfes genutzt.

85 *Ruedi Brassel-Moser*, *Dissonanzen der Moderne. Aspekte der Entwicklung der politischen Kulturen in der Schweiz der 1920er Jahre*, Chronos Verlag, Zürich 1994, 270 S., kart., 48 Sfr.

zu beschwören; mit der Abspaltung der sich ab 1917 formierenden konservativ-bäuerlichen Parteien vom liberalen Lager und dem erstarkenden politischen Katholizismus verlagerte sich der historische Bezugspunkt zurück, in eine mythologisch verklarte »alte Eidgenossenschaft«. So wurde laut Brassel bereits in der zweiten Hälfte der 1920er Jahre, entgegen einer verbreiteten Ansicht, die diesen Vorgang mit der äußeren Bedrohung durch den Nationalsozialismus im folgenden Jahrzehnt erklärt, eine wichtige Voraussetzung für den konservativen Schulterschuß der 1930er Jahre (»geistige Landesverteidigung«) geschaffen.

Zu diesem Ergebnis gelangt Brassel – nach einer zügigen, doch keineswegs oberflächlichen Skizze von Wirtschaft und Politik seit dem Jahrhundertbeginn – mit diskursanalytischen Methoden. Der damit zu erschließende »symbolisch vermittelte gesellschaftliche Zusammenhang« (S. 17) erscheint ihm als dritte Ebene, neben Ökonomie und Gesellschaft. Von einer traditionellen Geistesgeschichte unterscheidet sich der Ansatz, da keine Beschränkung auf die geistigen Eliten stattfindet; es geht um die Breitenwirkung der dominierenden Kommunikationsmuster. Brassel durchkämmt die Zeitschriften, interessiert sich besonders für die Debattier- und Publikationstätigkeit von Akademikern, die der »Neuen Helvetischen Gesellschaft« nahestanden, einem einflußreichen Sammelbecken konservativer Zeitgenossen. Sein Verfahren bleibt indes teilweise merkwürdig unbestimmt: Von der eigentlichen Inhaltsanalyse (basierend auf quantitativer Auszählung) distanziert er sich, um sich auf »Argumentationsweisen« (S. 20) zu konzentrieren, das heißt auf typische Abfolgen von Gedanken und Argumenten. Die Abgrenzung von »Ideologie« will mir nicht immer einleuchten; der sonst ausführlich begründende und (allzu)weit ausholende Text bleibt in dieser Hinsicht wortkarg. In der konkreten und minutiösen Textanalyse gelingt es ihm indes öfter, eine Tiefenstruktur sichtbar zu machen, eine Unterscheidung zwischen Gesagtem und Gemeintem, die in der Tat ergiebiger wirkt als die rein inhaltlich orientierte Lesart von Texten.

Enttäuschend bleibt, daß in den diskursanalytisch erarbeiteten Teilen jeder weitere Bezug auf den zunächst entworfenen Rahmen von Ökonomie und Politik unterbleibt. Brassel ist der Ansicht, politische Ideologien ließen sich nicht einfach aus materiellen Interessen »herleiten«, wie ein grobschlächtiger Marxismus dies versuchte. Dem läßt sich schlecht widersprechen. Wie aber die von bestimmten Personenkreisen benutzten Argumentationsmuster mit Merkmalen von Klasse und Schicht, Bildung und Beruf, Generation und Geschlecht allenfalls doch zusammenhängen, läßt sich erst erfassen, wenn man neben Form und Inhalt auch die Trägerschaft der »Diskurse« näher fixiert. Dies geschieht hier kaum; man erfährt nur irritierend beiläufig (S. 136), daß es sich bei den Autoren der verwendeten Texte um Vertreter des »Bildungsbürgertums« (Journalisten, Pfarrer, Professoren, Juristen, Lehrer) handelt. Bildungsberufe unterliegen eigenen Konjunkturen (Ausstoß der Hochschulen, Absorptionsfähigkeit der hoch segmentierten Arbeitsmärkte), was für deren Blick auf Gesellschaft und Politik nicht unwesentlich ist. Welchen Stellenwert hat die von Brassel konstatierte umfassende Krisendiagnose dieser Kreise in den 1920er Jahren? Wird hier die »kulturkritische« Klage einer von nachdrängenden sozialen Schichten in der einstmaligen Privilegiertheit angefochtenen Gruppe sichtbar? Oder ist die Krisendiagnose ganz einfach ein Allgemeinplatz, der seit dem Beginn der industriell-bürgerlichen Umwälzung des 19. Jahrhunderts unaufhörlich reproduziert wird, eine Form der Verarbeitung des permanenten Wandels durch bestimmte gesellschaftliche Gruppen?

Brassel schreibt keine Geschichte der »Intelligenz« oder des »Bildungsbürgertums« in der Schweiz der Zwischenkriegsjahre; aber er liefert Bausteine dazu und wirft anregende Fragen auf. Ebenso liefert er zahlreiche Ansätze, die autoritären Verhärtungen der bürgerlichen Schweiz zu erfassen. Dies geschieht dort sehr überzeugend, wo er die Tendenz liberal-freisinniger Argumentationsweisen aufzeigt, den pluralistischen und konflikthaf-

ten, interessen gebundenen Charakter moderner Gesellschaft und Politik zugunsten identitärer, auf der Einheit von Partei und Allgemeininteresse, Partei und Nation beharrenden Denkformeln zu bestreiten. Es überrascht angesichts dieses Befunds wenig, wenn die Vorstellung individueller Grund- und Menschenrechte in Opposition zur Sphäre staatlicher Macht schwach ausgebildet war, worauf bereits in Zusammenhang mit dem ausgeprägten »Kommunalismus« hingewiesen wurde. Legitime Pluralität war nur in Bezug auf den föderalistischen Staatsaufbau denkbar, nicht aber bezüglich des Antagonismus gesellschaftlicher Interessen oder der Vielfalt individueller Eigenarten. Scharfe Ausgrenzungen gingen damit einher. Brassel erwähnt die Arbeiterbewegung; hinzufügen könnte man den beharrlich aufrechterhaltenen, seit Ende des Ersten Weltkrieges in Gegensatz zum internationalen Umfeld geratenden Ausschluß der Frauen aus Politik und Öffentlichkeit.

7. INTELLEKTUELLE UND AKADEMIKER

Eine Geschichte der Intelligenz, die in engem Bezug zur Geschichte des Bürgertums stehen müßte, existiert bisher in der Schweiz nicht. Albert Tanner spricht in Anlehnung an den französischen Sprachgebrauch von der »bourgeoisie des talents«, um den für schweizerische Verhältnisse irreführenden Begriff des Bildungsbürgertums zu meiden.⁸⁶ Verschiedene Arbeiten teils biographischer, teils bildungsgeschichtlicher Art leisten neuerdings Beiträge zu einer Geschichte dieser Gruppe im 20. Jahrhundert. Anregend gewirkt hat das Buch von Hans Ulrich Jost über eine um die Jahrhundertwende aufkommende »neue Rechte« in der Schweiz, die illiberalen, sozialaristokratischen Leitbildern nachhing und ein mehr oder weniger gebrochenes Verhältnis zur Demokratie aufwies.⁸⁷ Der Autor skizziert Personenkreise, Interessengruppen und geistige Strömungen, die aus der Krise des Liberalismus hervorstiegen, wobei die Westschweiz mit ihren Beziehungen zur französischen Rechten (»Action française«) ausführlich thematisiert wird. Die Anhänger nationalistisch-fremdenfeindlicher, antisemitischer und antifeministischer Anschauungen begegneten sich auf einer Bühne, auf welcher für die kommenden Katastrophen geprobt wurde. Groß ist die Vielfalt der angeschnittenen Fragen; nur ansatzweise gelingt es Jost, die sozialen und kulturellen Milieus, in denen die neu-rechten Eliten verwurzelt waren, präzise zu erfassen. Mit der Zeit verliert sich das zügig einsetzende Buch in Wiederholungen; bei manchen Zuordnungen von Personen könnte man Einwände vorbringen. Nicht abzusprechen ist Jost der Mut zur Provokation; er selbst räumt ein, daß es sich bei seinem Buch »um einen ersten, vorläufigen Entwurf« handle (S. 145).

Andere haben den Ball aufgegriffen, das Thema erweitert und vertieft, so etwa Alain Clavain in seiner Studie über eine westschweizerische Gruppe konservativer junger Intellektueller vor dem Ersten Weltkrieg.⁸⁸ Eine von Aram Mattioli herausgegebene biographische Sammlung läßt ebenfalls einige der bei Jost figurierenden Personen Revue passieren, bringt aber als prominente Zeitgenossen auch C. G. Jung und Carl J. Burckhardt ins Spiel.⁸⁹ Mattioli hatte zuvor Gonzague de Reynold (1880–1970), dem neben Burckhardt (der übrigens sein Schwiegersohn wurde) international meistbeachteten

86 Siehe Tanner, Bürgertum, S. 27 f.

87 Siehe Hans Ulrich Jost, Die reaktionäre Avantgarde. Die Geburt der neuen Rechten in der Schweiz um 1900, Chronos Verlag, Zürich 1992, 174 S., kart., 34 Sfr.

88 Siehe Alain Clavain, Les Helvétistes. Intellectuels et Politique en Suisse Romande au Début du Siècle, Lausanne 1993.

89 Aram Mattioli (Hrsg.), Intellektuelle von rechts. Ideologie und Politik in der Schweiz 1918–1939, Zürich 1995; der Verfasser des Artikels über Burckhardt hat bereits eine ausführliche Biographie über diesen vorgelegt, siehe Paul Stauffer, Zwischen Hofmannsthal und Hitler. Carl J. Burck-

schweizerischen Intellektuellen in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts, eine große Biographie gewidmet, die ich näher diskutieren möchte.⁹⁰ Der Literat, Romanistikprofessor und politische Publizist repräsentiert das seltene Beispiel eines »echten« Adligen schweizerischer Abkunft; er entstammte einer im 17. Jahrhundert nobilitierten Soldatendynastie aus dem Kanton Freiburg, einer noch bis weit ins 20. Jahrhundert hinein agrarisch geprägten, sich der Moderne verschließenden Hochburg des politischen Katholizismus.

Die Biographie fand bei ihrem Erscheinen ein ungewöhnliches Echo in den Medien, was damit zusammenhängt, daß Reynold trotz seiner selbstgewählten Außenseiterstellung zeitlebens intensiven Kontakt mit den Repräsentanten der Macht unterhielt. Seit den 1920er Jahren suchte er zudem vielfältige Kontakte ins Ausland, wo er sich im Umfeld des politischen Katholizismus der äußersten Rechten bewegte. In den anrühenden Kontakten des agilen, überaus ehrgeizigen Aristokraten zu Mussolini und Salazar lag denn auch das Medieninteresse begründet. Auch der Nationalsozialismus vermochte Reynold zu faszinieren, soweit er darin, bei aller persönlich bedingten Abneigung gegen dessen »vulgäre« Züge, einen Hebel zur Zerstörung der verhaßten liberal-demokratischen Welt, einen Wegbereiter vielleicht zum erträumten Phantasma eines autoritär-katholischen Staatswesens sah. Bemerkenswert sind die zahlreichen, bisher in dieser Form nicht greifbaren Informationen des Buchs über Beziehungsnetze und politische Sandkastenspiele innerhalb der rechtskonservativen Machteliten der Schweiz, so die an Staatsstreichplanungen gemahnenden Kontakte Reynolds von 1940, nach der Niederlage Frankreichs. Seine nie verhehlte antidemokratische Gesinnung war kaum je ein Hindernis, ihn mit verantwortlichen Aufgaben zu betrauen. Seine Laufbahn dokumentiert die partielle Selbstpreisgabe der ehemals liberal orientierten Eliten des Landes seit dem Ersten Weltkrieg, eine Krise des Liberalismus, die bekanntlich gesamteuropäischer Natur war.

Mattioli schildert seinen Protagonisten in doppeltem Zugriff einerseits bezüglich seiner Mentalität als Mann des »ancien régime«, anderseits politisch als durchaus modernen Vertreter der autoritären Rechten. Der Verfasser betont, daß Reynold als Archivar seiner selbst künftigen Historikern den Weg erleichterte; er habe allem Anschein nach seine Hinterlassenschaft auch kaum um Kompromittierendes erleichtert. Dies allerdings wohl, so drängt sich nach der Lektüre auf, weniger dank kritischer Offenheit als vielmehr infolge einer schon amoralischen Selbstgefälligkeit. Was die Tiefendimension der inneren Antriebe betrifft, bleibt der Autor einiges schuldig, das mit dem gewählten, etwas grobschlächtigen Mentalitätenmodell kaum zu fassen ist. Der »private« Reynold bleibt bis auf wenige Andeutungen (zum Teil auf Angaben der jüngsten, noch lebenden Tochter beruhend) ausgespart. Diese Teile des Nachlasses wurden ersichtlicherweise sehr wohl von Reynold oder seiner Familie zurückgehalten. Wo aber sind bei einer Person dieses Kalibers die Grenzen zu ziehen zwischen dem »Privaten« und dem »Öffentlichen«? Mattioli baut auf der letzteren Ebene, was vertretbar erscheint, wenn darüber hinausreichendes Material offensichtlich nicht verfügbar war. Er diskutiert diesen Entscheid aber nicht, wägt ihn nicht ab in seinen möglichen Konsequenzen für das entstehende »Bild des Helden«. In der Begegnung mit dem publizitätsbewußten Aristokraten besteht zweifellos die Gefahr, bei aller kritischen Distanz teilweise doch den Selbststilisierungen des Untersuchten zu erliegen. Reynold erscheint uns als der überaus »männliche«, näm-

hardt. Facetten einer außergewöhnlichen Existenz, Zürich 1991; das Buch fand auch in Deutschland Aufmerksamkeit und erregte bei Burckhardt-Bewunderern Proteste.

90 *Aram Mattioli*, Zwischen Demokratie und totalitärer Diktatur. Gonzague de Reynold und die Tradition der autoritären Rechten in der Schweiz, Verlag Orell Füssli, Zürich 1994, 436 S., kart., 68 Sfr.

lich »kompromißlos« scharfe Geist des Widerspruchs, als der er selber gelten wollte. Die einflußreiche Mutter kommt knapp vor; die aus dem Patriziat der Innerschweiz stammende Ehefrau sowie die drei Töchter bleiben nahezu unsichtbar. Ein Männerleben, vermeintlich ohne Frauen, darin eben der Selbstinszenierung des Protagonisten folgend! Man erfährt per Andeutung genug, um zu ahnen, daß es damit nicht sein Bewenden haben kann. Ein Kritiker wies darauf hin, wie sich unterhalb der Textebene der intentionalen politischen Aussagen bei Reynold ein »wucherndes Imaginäres« ausbreite. »Dort wäre de Reynolds Haß auf die Demokratie plastischer, gleichsam intelligibler geworden; dort hätte man vielleicht auch etwas zum Rassismus oder zu de Reynolds Sicht der Frauen erfahren können, die im rechtsextremen Denken ja schließlich eine gewisse Rolle spielen.«⁹¹

Die Krise des Liberalismus spielt eine wesentliche Rolle auch in der Untersuchung von Markus Zürcher zur Entwicklung der Soziologie in der ersten Hälfte des Jahrhunderts, die sehr explizit an Jost anschließt.⁹² Die verbreitete Ansicht von einer in der Schweiz erst spät, in den 1960er Jahren akademisch institutionalisierten Soziologie wird von Zürcher korrigiert. Er konstatiert die bemerkenswerte Präsenz einer frühen Soziologie an den Hochschulen der Jahrhundertwende. Seine Untersuchung präsentiert einerseits deren Vertreter mitsamt Lehre, befragt andererseits die einzelnen Hochschulen nach ihrer je spezifischen Berufungspolitik und interessiert sich für die politisch-sozialen Trägergruppen der früh verankerten, seit dem Ersten Weltkrieg aber in eine Krise geratenden Wissenschaft. Das ist ein ambitiöses, sich zudem über ein halbes Jahrhundert erstreckendes Forschungsprogramm, aus dem eine Reihe mehr oder weniger eng verknüpfter Teilstudien hervorgeht. Nicht alles davon gelingt mit gleicher Dichte und Überzeugungskraft, obwohl der Grundthese kaum zu widersprechen sein dürfte: Die Krise der Soziologie ging einher mit der Krise des Liberalismus und mit dem Einflußverlust seiner linksliberal-bürgerlichen Trägerschichten seit 1914. Zürcher will denn auch mit seiner »Disziplingeschichte« einen »Beitrag zur Geschichte des bürgerlichen Bewußtseins der für die Schweiz wenig erforschten ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts« leisten (S. 11).

Ausländer, Frauen, Juden und Sozialisten waren unter den frühen Studierenden der Sozialwissenschaft stark vertreten; der Zustrom gerade dieser Gruppen aus Deutschland und Osteuropa erfolgte vor dem Hintergrund ihrer Diskriminierung in den jeweiligen Herkunftsländern. Ein unbedingter Fortschrittsglaube, das Engagement in der liberalen Friedensbewegung und für Arbeiterschutz und Sozialreform verbanden die frühen Soziologen mit dem studentischen Publikum und den linksliberalen Sponsoren an den jeweiligen Hochschulen. Der Einbruch setzte schon vor 1914 ein (was die Wirkung von Krieg und Generalstreik 1918 relativiert): 1910 erfolgte die Vertreibung Ludwig Steins aus Bern; 1906 von Josef Goldstein aus Zürich. Die frühe Etablierung der Soziologie ließe sich insofern als Übergangsphänomen deuten, beschränkt auf die letzte Phase liberal-freisinniger Vorherrschaft. In der Zwischenkriegszeit drängten andere Disziplinen in den Vordergrund: Während in der Weimarer Republik die Soziologie zu einer kurzlebigen Blüte fand, gab es in der Schweiz, so argumentiert Zürcher, dafür keine gesellschaftliche Trägerschaft mehr. Konkurrierende Disziplinen, so die teilweise rassenanthropologisch und eugenisch motivierte Medizin und Anthropologie drängten in den Vordergrund, ohne daß es dem Autor vollauf gelingt, die Zusammenhänge zwischen dem Vormarsch der einen und dem Krebsgang der anderen dingfest zu machen.

Von besonderem Interesse für deutsche Leser und Leserinnen dürfte das letzte Kapitel sein, welches in die deutsche Nachkriegsentwicklung übergreift, indem es die Emi-

91 Philipp Sarasin, in: Frankfurter Allgemeine Zeitung, Ausgabe vom 4. 11. 1994.

92 Markus Zürcher, Unterbrochene Tradition. Die Anfänge der Soziologie in der Schweiz, Chronos Verlag, Zürich 1995, 372 S., kart., 48 Sfr.

grationsjahre des deutschen Soziologen René König (1906–1992) thematisiert, der von 1937 bis 1953 in Zürich lebte. Zürcher zeigt, in welchem hohem Maß die nach dem Krieg von König in Köln gelehrte Soziologie ihre Formung in der Schweizer Emigration erfuhr. Er zeigt aber auch, wie überwältigend stark (und skrupellos in der Wahl der Mittel) die konservative Abwehr ausfiel, die König zu einer von ihm keineswegs geplanten zweiten »Emigration« zurück nach Deutschland zwang.⁹³

In mancher Beziehung konvergiert Zürchers Untersuchung mit den Resultaten des originellen Buchs von Christoph Keller über den Anthropologen und Hochschulprofessor Otto Schlaginhaufen, eine bis vor kurzem in völlige Vergessenheit versunkene Gestalt.⁹⁴ Der Autor bezeichnet sein Buch als biographische Reportage, weil er sich der Fiktionalisierung bedient, allerdings in vorsichtiger Weise, unter Anlehnung an das sorgsam zusammengetragene Material. Die direkt dokumentierten und die rekonstruierten Szenen sind deutlich zu unterscheiden, wobei der Blick in den kapitelweisen Quellennachweis (auf eigentliche Anmerkungen wurde verzichtet) im Zweifelsfall Klarheit verschafft. Es handelt sich um eine Studie der Zwanghaftigkeit, einer pedantischen, im Grunde farblosen Gelehrtenexistenz: ein Leben des Messens und Zählens, getragen vom »Glauben an die innewaltenden Kräfte der Natur in allen Dingen und gegen das Denken in Kategorien von Gesellschaft oder Kultur« (S. 29). Die porträtierte Person wird in den Rahmen eines breiten Konsenses gestellt, der gesamteuropäische Züge trug: die Furcht vor »Dekadenz«, vor dem Niedergang der »Rasse«, vor der Verschlechterung des »Erbguts«, die Ablehnung von »Rassenmischung«.

Schlaginhaufen unterhielt enge Kontakte zu jenen Größen der deutschen Anthropologie und Rassenhygiene, die bald zu Gefolgsleuten des Nationalsozialismus wurden. Keller macht auf die eigentümliche zeitliche Verschränktheit mit der deutschen Entwicklung aufmerksam: Die »Rassenhygiene« ging in der Schweiz zunächst in mancher Beziehung radikaler vor als in Deutschland, so daß deutsche Fachleute in den 1920er Jahren, was etwa die Sterilisierung der Fortpflanzung für unwürdig befundener Frauen betrifft, mangels eigener Praxis gern auf Schweizer Publikationen verwiesen. Ab 1933 änderte sich das Verhältnis: Nunmehr erfolgte in Deutschland jene Radikalisierung, die wenige Jahre später im Massenmord endete. Keller bleibt vorsichtig und abwägend, obwohl es angesichts der Befunde ein leichtes gewesen wäre, den pauschalen Faschismusvorwurf zu erheben. Davor bewahrt der Blick auf die vergleichbaren europäischen Strömungen. Gegenüber dem, was in Deutschland 1933 begann, markierten die Kollegen in der Schweiz diskrete Distanz. »Rasse« war als Basis nationaler Identität in der Schweiz angesichts ihrer sprachlichen und kulturellen Heterogenität eine Kategorie von geringer Brauchbarkeit. Ausgerechnet im Jahr 1945 erschien die Summe der Forschungen von Schlaginhaufen, »Anthropologica Helvetica«, wo der Anteil der »Reinrassigen« in der Schweiz auf ernüchternde 8,661 Prozent zu stehen kam.

In analytischer Beziehung läßt Kellers Untersuchung einiges offen, was indes der Lesbarkeit trotz geballter Ladung von Informationen keinen Abbruch tut. Es mangelte bisher so stark an entsprechenden Forschungen, daß sich eine gewisse Offenheit des Urteils darüber empfiehlt, wieviel Einfluß man nun dieser wissenschaftlichen Disziplin und ihren praktischen Bezügen zutrauen soll. Zürcher neigt in seiner Untersuchung der Soziologie dazu, diesen Einfluß für stärker einzuschätzen, als Keller dies tut, der seinen Protagonisten letztlich an einem umfassenden Mangel an Charisma scheitern läßt. Zu vermerken bleibt eine von rechtsstaatlichen Bedenken freie Sterilisierungspraxis nament-

93 Dieser Aspekt war so deutlich bisher keineswegs faßbar; siehe *René König*, *Leben im Widerspruch. Versuch einer intellektuellen Autobiographie*, München 1980.

94 *Christoph Keller*, *Der Schädelvermesser. Otto Schlaginhaufen – Anthropologe und Rassenhygieniker. Eine biographische Reportage*, Limmat Verlag, Zürich 1995, 298 S., Ln., 38 Sfr.

lich gegenüber sozial schwachen Frauen, die Ausgrenzung von Ausländern und Juden, begleitet von einem auf mehreren Ebenen ablaufenden Diskurs um »Überfremdung« der nationalen Eigenart. Die Spuren solcher Strömungen in Wissenschaft, Sozialfürsorge und Politik sind zweifellos längst nicht alle gesichert. Die erwähnte Untersuchung des Frauensports porträtiert dessen führenden ideologischen Kopf, den Arzt Eugen Mathias⁹⁵; er war ein Schüler von Otto Schlaginhaufen. Ob freilich der Weg von der Eugenik so unmittelbar zur aufkommenden Genetik und Gentechnologie nach 1945 führt, wie Keller es nahelegt, wäre noch der Klärung wert. Eine Untersuchung zur Entwicklung der Basler Chemie von Tobias Straumann hebt andere Linien hervor, welche Eugenik und Rassenanthropologie eher auf ein Nebengleis der Entwicklung verweisen.⁹⁶

8. FASCHISMUS, KRIEG, HOLOCAUST: VERARBEITUNGEN

Nur selten können historische Fachpublikationen auf derart breites öffentliches Interesse rechnen wie Darstellungen zur Politik und Situation der Schweiz im Zweiten Weltkrieg. Dies Ereignis prägte das Weltbild einer ganzen Generation; mit den erst im Gefolge des Kalten Krieges fest im öffentlichen Bewußtsein verankerten Stereotypen der nationalen Selbstwahrnehmung wirkte es außerordentlich prägend in die Nachkriegszeit hinein und färbt noch heute in hohem Maß das Weltbild und das skeptische Verhältnis vor allem der älteren Generation der Deutschschweizer zum deutschen Nachbarn. 1989 inszenierten Behörden und Armee der Schweiz in einer kuriosen Großveranstaltung das Gedenken an den 50. Jahrestag des Kriegsausbruchs, während für den Mai 1995 – wie zur Zelebration des eidgenössischen Isolationismus – offiziell und auf Bundesebene zunächst gar nichts vorgesehen war. Erst in letzter Minute schritt man infolge der öffentlichen Proteste zur Improvisation.⁹⁷

Die patriotische Beschwörung einer unbeugsam allen Drohungen standhaltenden Schweiz ist mittlerweile abgegriffen und weckt Skepsis in der jungen Generation. Dort stoßen die sich mehrenden Belege für die Kollaborationsbereitschaft des kleinen und in der Tat sehr ausgelieferten Landes mit Hitler-Deutschland auf großes Interesse.⁹⁸ Aktuelle Erfahrungen mit einer zunehmenden internationalen wirtschaftlichen Verflechtung und den daraus resultierenden Abhängigkeiten dürften die Sensibilität für eine nüchterne Betrachtung der Vergangenheit erhöht haben. Daneben findet indes auch die unermüdliche Rechtfertigung der damals verantwortlich Handelnden, sogar der Kompromittiertesten, immer noch ihre Anhänger.⁹⁹

95 Herzog, Frauenturnen, S. 75 ff.

96 Die wichtige Untersuchung kann hier nur noch annotiert werden; siehe Tobias Straumann, *Die Schöpfung im Reagenzglas. Eine Geschichte der Basler Chemie (1850–1920)*, Basel 1996.

97 Wichtige Anlässe und publizistische Aktivitäten kamen auf private und regionale Initiative hin zustande; es erschienen zwei größere Veröffentlichungen, siehe: Michael Ganz/Erich Gysling/Mario König, 1945 – Die Schweiz im Friedensjahr, Zürich 1995; Simone Chiquet/Pascale Meyer/Irene Vonarb (Hrsg.), Nach dem Krieg. Après la guerre, Zürich 1995; den öffentlichen Umgang mit dem Kriegsende diskutiert: Mario König, Befangenes Gedenken. Die Schweiz im Rückblick auf den Zweiten Weltkrieg, 1945 und 1995, in: Bulletin SAGW 1, 1995, S. 27 ff.; siehe ferner Trauerse. Zeitschrift für Geschichte 2, 1995, H. 2 (mit Beilage).

98 Zentral zur Klärung des Rahmens trug die Untersuchung von Jakob Tanner bei (ders., *Bundeshaushalt, Währung und Kriegswirtschaft. Eine finanzsoziologische Analyse der Schweiz zwischen 1938 und 1953*, Zürich 1986); siehe auch das inzwischen nicht mehr auf dem neuesten Stand befindliche Resümee: Markus Heiniger, Dreizehn Gründe. Warum die Schweiz im Zweiten Weltkrieg nicht erobert wurde, Zürich 1989.

99 Siehe z. B. die Darstellung des ehemaligen Bundesrats Georges-André Chevallaz, *Le Défi de la Neutralité. Diplomatie et Défense de la Suisse 1939–1945*, Editions de l'Aire, Vevey 1995; der Au-

Eine ernsthafte Beschäftigung mit dem Themenkreis setzte mit Verzögerung erst rund zehn Jahre nach Kriegsende ein. Journalisten übernahmen dabei eine Pionierrolle¹⁰⁰, da die damalige Geschichtswissenschaft der Zeitgeschichte hilflos und abwehrend gegenüberstand. Kaum ein Thema wühlte die Öffentlichkeit dabei so stark auf wie die schweizerische Flüchtlingspolitik vor und während des Kriegs, da in diesem Fall die Realität so eklatant mit dem gepflegten Selbstbild der humanitär engagierten Schutzmacht des Roten Kreuzes kontrastierte. Im Mai 1995 sprach der schweizerische Bundespräsident erstmals offizielle Worte der Entschuldigung für die damalige antisemitische Politik der Schweiz, freilich nicht ohne diverse Relativierungen.¹⁰¹ Zeitlich parallel führten die beharrlichen Bemühungen einer Gruppe zum Ziel, für den sankt-gallischen Polizeikommandanten Paul Grüninger, der jüdische Flüchtlinge aus Österreich 1938 unter Mißachtung der staatlichen Anweisungen und Fälschung von Papieren ins Land gelassen hatte und dafür entlassen worden war, endlich eine offizielle und juristische Rehabilitierung zu erlangen.¹⁰² Vorangegangen war die Publikation einer im Kreis der noch lebenden Zeitzeugen – ehemalige Grenzwächter, Anwohner, Flüchtlinge – minutiös recherchierten und glänzend geschriebenen Reportage¹⁰³; eine Untersuchung, die mit Nachdruck den Blick auf die Frage lenkt, was denn einen in jeder Beziehung sehr gewöhnlichen Zeitgenossen, über den es außer seiner Tat nichts Bemerkenswerthes zu berichten gibt, im entscheidenden Moment dazu treibt, der Menschlichkeit zuliebe seine Existenz zu riskieren.

Den großen Zusammenhang der schweizerischen Flüchtlingspolitik und die Geschichte der betroffenen verfolgten Jüdinnen und Juden nahm sich erst 1994 eine von Jacques Picard verfaßte gewichtige Untersuchung vor, die viel Beachtung fand.¹⁰⁴ Die Gründe für die verzögerte Auseinandersetzung mit der untersuchten Problematik werden im Buch selbst in differenzierter Weise ausgebreitet. Zentral ist die Tabuisierung des Antisemitismus in der Schweiz, der zwar – mit den üblichen historischen Wurzeln – unübersehbar vorhanden war, angesichts seiner Radikalisierung in Deutschland aber unter einem Deckel des Schweigens begraben wurde. Dieser Tabuisierung hatte sich die kleine, in wenigen städtischen Zentren konzentrierte jüdische Minderheit in der Schweiz (sie umfaßte nur knapp 20 000 Menschen, davon waren über 40 Prozent ohne Schweizer Paß) zu fügen. Die Juden selbst wegen ihrer Eigenheiten und wegen ihres Verhaltens, vor allem aber wegen der Zunahme ihrer bescheidenen Zahl für den Antisemitismus verantwortlich zu machen, dieses Grundkonstrukt antisemitischen Denkens gehörte zum eisernen Bestand der helvetischen Variante von »Judenpolitik« der 1930er und frühen 1940er Jahre.

tor rechtfertigt seinen Amtsvorgänger, den überaus kompromittierten, lange auf einen deutschen Sieg bauenden M. Pilet-Golaz, der (wie er selbst) dem rechtskonservativen Bürgertum des Kantons Waadt angehörte – ein Beispiel für Generationen überspringende Seilschaften regionaler und politischer Art.

100 Zu erwähnen sind die verschiedenen Arbeiten des Publizisten *Werner Rings* (die zweifellos wichtigste erschien zuletzt: *ders.*, *Deutsches Raubgold aus Deutschland. Die »Golddrehscheibe« Schweiz im Zweiten Weltkrieg*, Zürich 1985); ferner *Alfred A. Häsler*, *Das Boot ist voll. Die Schweiz und die Flüchtlinge 1933–1945*, Zürich 1967 (zuletzt 1989).

101 Die Rede markiert, was die offizielle Haltung betrifft, so etwas wie einen späten Wendepunkt; sie wurde vollständig abgedruckt in: *Neue Zürcher Zeitung (NZZ)*, Ausgabe vom 8. 5. 1995.

102 Der wiederaufgerollte Prozeß führte im Winter 1995/96 zu einem postumen Freispruch 24 Jahre nach Grüningers Tod; siehe Bericht und Urteilsbegründung in: *Wochenzeitung (WoZ)*, Ausgabe vom 8. März 1996, S. 5 f.

103 *Stefan Keller*, *Grüningers Fall. Geschichten von Flucht und Hilfe*, Rotpunktverlag Zürich 1993, 256 S., kart., 30 Sfr.

104 *Jacques Picard*, *Die Schweiz und die Juden 1933–1945. Schweizerischer Antisemitismus, jüdische Abwehr und internationale Migrations- und Flüchtlingspolitik*, Chronos Verlag, Zürich 1994, 559 S., Ln., 68 Sfr.

Picard untersucht in drei Abschnitten die internationale Konstellation, die schweizerische Politik und die Versuche der jüdischen Minorität, unter wahrhaft verzweiflungsvollen Umständen von der Schweiz aus zu retten, was noch zu retten war. Der thematische Einstieg wirkt eher schwach, die Regie des Buchs bleibt z. T. konfus; über weite Strecken hat man eine wenig stringende Abfolge kleiner Teilstudien vor sich; zuletzt bricht die Darstellung ohne Schluß mitten im Text ab. In den empirischen Teilen aber gewinnt die Arbeit an Profil. Die Qualität liegt in den teils subtilen rechtlichen Analysen sowie in der Fülle der bisher wenig bekannten Tatachen.¹⁰⁵ Picard arbeitet das Bild eines informell strukturierten Antisemitismus heraus, der die Rechtsgleichheit der Bürger zum Teil gravierend verletzte, aber nie explizit sein Ziel benannte: »Die Durchlöcherung gleicher Voraussetzungen geht nicht intentional vor sich, das heißt als politisch beschlossene Diskriminierung. Vielmehr entwickelt sich ein funktionaler Vorgang, bei dem eine behördliche Maßnahme eine nächste nach sich zieht, um nachträglich in eine beschlußähnliche Sanktionierung auszumünden.« (S. 66) Die Regierung schob die Verantwortung an die Verwaltung ab, die einen Raum demokratisch nicht mehr legitimer Eigenmächtigkeit gewann. Die politische Verantwortung verflüchtigte sich im Wirrwarr der Instanzen, was sich in der »Aufarbeitung« der Angelegenheit nach dem Krieg fortsetzte. In dieser Hinsicht zeigen sich deutliche Bezüge zur Geschichte der politischen Überwachung.¹⁰⁶ Im September 1941 sprach die Regierung bereits von »Juden schweizerischer Staatsangehörigkeit«, was den Rechtsverfall deutlich machte (S. 194). Als Vertreter der Minorität auf die verfassungsmässige Rechtsgleichheit pochten, ordnete die Regierung die Überwachung jüdischer Organisationen an. Einer doppelten Diskriminierung fielen Jüdinnen anheim, die aufgrund einer Heirat nach Deutschland den Schweizer Paß verloren hatten und einem ungewissen Schicksal überlassen wurden.

Große Teile seiner Untersuchung widmet Picard der Tätigkeit und Würdigung der zahlreichen jüdischen Organisationen, darin inbegriffen internationale Stellen wie das kleine Büro des 1936 in Genf gegründeten »Jüdischen Weltkongresses« (Hauptsitz erst Paris, dann New York), dessen Sekretär in Genf, Gerhart M. Riegner, im Sommer 1942 in einem berühmt gewordenen Telegramm die erste präzise Nachricht über die Vergasungen in Osteuropa in die USA sandte. Es beeindruckt, welche Energien die Katastrophe in der kleinen, politisch ohne jede Rückendeckung handelnden jüdischen Minderheit der Schweiz auslöste. Dazu kamen die finanziellen Lasten, erachteten es doch die Behörden als selbstverständlich (auch darin verletzten sie die Rechtsgleichheit), daß allein die Minderheit für alle Kosten, die aus der Fluchtbewegung erwachsen, aufzukommen habe. Dies überforderte bald deren Finanzkraft. Als aber die Überweisung der unentbehrlichen US-Dollars im Sommer 1942 nicht mehr möglich war, verhängte die Regierung eine absolute Grenzsperrung und übergab zahlreiche Flüchtlinge aus Westeuropa zur Deportation. Dieser tödliche Höhepunkt der Diskriminierung ließ die sich abzeichnende Spaltung innerhalb der ins Abseits gedrängten jüdischen Minderheit 1942/43 in heftigen internen Konflikten aufbrechen. Auf der einen Seite stand eine mittelständisch-bürgerliche Gruppe, die sich an der Verteidigung der Gleichberechtigung und an einem mythisierten Bild schweizerischer Freiheit orientierte; auf der anderen Seite standen erst seit der Jahrhundertwende zugewanderte, radikalere ostjüdische Kreise. Picard erinnert an die jüdischen Organisationen und ihre Träger, deren übermenschliche An-

105 Es wurden Unmengen von Material verarbeitet; verwunderlich, aber vielleicht bezeichnend für die geringe Kommunikation unter den Forschenden ist indes, daß Picard eine der wenigen neueren Arbeiten übersieht (*Jean-Claude Wacker*, *Humaner als in Bern! Schweizer und Basler Asylpraxis gegenüber den jüdischen Flüchtlingen von 1933 bis 1943 im Vergleich*, Basel 1992).

106 Siehe *Kreis*, Staatsschutz in der Schweiz.

strengungen, Illusionen und Hoffnungen; die Sozialgeschichte der Juden in der Schweiz ist freilich noch ungeschrieben.¹⁰⁷

Weit enger in Fragestellung und Resultat, wenn auch ergänzend zum angesprochenen Thema und wertvoll hinsichtlich des zusammengetragenen Materials, präsentiert sich die Untersuchung von Gaston Haas zur Frage, welche Berichte über den Holocaust in der Schweiz zu welchem Zeitpunkt vorlagen.¹⁰⁸ »Für diese Arbeit war nicht die Frage ausschlaggebend«, teilt der Autor beiläufig mit, »wer den Berichten Glauben schenkte und wer nicht, sondern wer davon wußte.« (S. 201) Aber was heißt »Glauben schenken« oder »wissen«? Müßten nicht gerade hier die Fragen einsetzen, die Picard formuliert: »Information ist nicht gleich ›Wissen‹, Wissen nicht gleich Handeln. Wer etwas weiß, kann es oft nicht glauben; und wer es wirklich weiß, will noch keineswegs handeln.«¹⁰⁹ Die Frage wird auch bei Picard nur gestellt, nicht beantwortet; mit ›objektivierender‹ Suche nach ›Tatsachen‹ ist es nicht getan. Im übrigen belegt Haas eine Fülle früher und präziser Informationen, die oftmals schon wenige Wochen nach dem betreffenden Ereignis in Osteuropa in der Schweiz eintrafen. Berichte von Botschaftern und Konsularbeamten, sehr genaue Angaben von in die Schweiz desertierten deutschen Soldaten – dies alles lag den Verantwortlichen in erdrückender Fülle vor. Doch außer der Verhängung einer Grenzsperrung gegen die Flüchtlinge und einer Verschärfung der Zensur zur Ruhigstellung der Bevölkerung geschah nichts. Weder kam es zu Rückfragen an eine der Auskunft erteilenden Stellen, noch wurde – was hätte nähergelegen? – eine Kommission beauftragt, die erschütternden Meldungen zu sammeln oder gar an die Alliierten weiterzuleiten. Haas kennzeichnet den ›Tatbestand‹ in juristischer Formulierung als »Beihilfe zum Massenmord« (S. 269). Dies mag die Wirkung der praktizierten Politik zutreffend kennzeichnen; deren Motive und Ursachen sind damit kaum hinlänglich erfaßt. Anschlußfragen nach dem Funktionieren der staatlichen Machtapparate müßten folgen; sonst bleibt die Kritik letztlich immer wieder beim Fehlverhalten von Einzelpersonen stehen.¹¹⁰

Weitere interessante Publikationen zum Thema ›Die Schweiz im Krieg‹ kann ich hier nur noch andeutungsweise vorstellen. Eine beißende Kritik an der schweizerischen Neutralitätspolitik, deren Lektüre sich im Zusammenhang mit den vorgenannten Büchern empfiehlt, liefert Peter Kamber mit seinem spannenden Bericht über den alliierten Luftkrieg und dessen die Schweiz tangierende Konsequenzen.¹¹¹ Sein Buch enthält – was man unter dem gewählten Titel nicht erwarten würde – zahlreiche Angaben über die deutsch-schweizerischen Wirtschaftsbeziehungen und die Exporte von Rüstungsmaterial durch die schweizerische Industrie. Keine wissenschaftliche Untersuchung, sondern eine Reportage bietet das Buch von Linus Reichlin über jene acht- oder neunhundert Schweizer, die sich als Freiwillige der Waffen-SS anschlossen.¹¹² Von Interesse sind seine An-

107 Davon ist auch eine kleine, die Nachkriegsentwicklung betreffende Arbeit weit entfernt. *Heinz Roschewsky*, Auf dem Weg zu einem neuen jüdischen Selbstbewußtsein? Geschichte der Juden in der Schweiz 1945–1994, Basel 1994.

108 *Gaston Haas*, »Wenn man gewußt hätte, was sich drüben im Reich abspielte ...«. 1941–1943: Was man in der Schweiz von der Judenvernichtung wußte, Verlag Helbing & Lichtenhahn, Basel 1994, 281 S., kart., 69 Sfr.

109 *Picard*, S. 406.

110 Siehe auch die Rezension des Buchs durch *Herrmann Wichers*, in: *Traverse. Zeitschrift für Geschichte* 3, 1996, S. 187–189.

111 *Peter Kamber*, Schüsse auf die Befreier. Die »Luftguerilla« der Schweiz gegen die Alliierten 1943–1945, Rotpunkt-Verlag, Zürich 1993, 386 S., kart., 42 Sfr.

112 Siehe *Linus Reichlin*, Kriegsverbrecher Wipf, Eugen. Schweizer in der Waffen-SS, in deutschen Fabriken und an den Schreibtischen des Dritten Reiches, Weltwoche Verlag, Zürich 1994, 243 S., kart., 35,80 Sfr. Reichlin läßt die Frage der verarbeiteten Quellen beunruhigend offen; insofern unterscheidet sich sein Buch grundlegend von der oben vorgestellten »biographischen Reportage« Christoph Kellers.

gaben zum sozialen Hintergrund dieser Männer, die nach dem Krieg – sofern sie überlebten – in der Schweiz hart bestraft wurden: Viele Arbeitslose und Hilfsarbeiter, Knechte, Melker und Stallknechte befanden sich darunter. Im Vergleich mit rund 8 000 freiwilligen Dänen scheint die Zahl gering, gegenüber nur 101 SS-Männern aus Schweden wiederum hoch.

Parallel zu den Untersuchungen von Picard und Haas, ohne diese noch ganz rezipieren zu können, erschien 1995 in der Westschweiz eine zusammenfassende Darstellung der Flüchtlingspolitik, die viel Material zusammenträgt, sich aber näher an den amtlichen Standpunkten hält. André Lasserre läßt wichtige Literatur aus und dokumentiert bei Gelegenheit die eigene Voreingenommenheit, wenn er durchblicken läßt, daß er die Angst vor zunehmender »Überfremdung« für nicht unberechtigt hält.¹¹³ Einen sehr persönlichen Einblick in den Alltag schweizerischer Flüchtlingsheime – und die Haltung der vorgesetzten Behörden – geben die beeindruckenden Erinnerungen von Charlotte Weber.¹¹⁴ Der pensionierte Theologe und Kirchenhistoriker Theo Tschuy verfaßte eine Biographie des schweizerischen Konsuls Carl Lutz, der 1944/45 in Budapest, ohne groß in Bern nachzufragen, in dramatischer Aktion eigenmächtig »Schutzbriefe« ausstellte und Verfolgte in Häusern der Botschaft aufnahm.¹¹⁵ Tausende verdankten ihm und seiner Frau Gertrud ihr Leben; in Israel erinnern in Yad Vashem zwei Bäume an das Ehepaar Lutz, das »Eidgenössische Politische Departement« aber erteilte seinem Beamten nach Kriegsende eine Rüge wegen »Kompetenzüberschreitung«. Derartige Mitteilungen erinnern daran, wie schlecht untersucht bisher der diplomatische Dienst und das innere Funktionieren des schweizerischen »Politischen Departements« (d. h. des Außenministeriums) sind.

Die diplomatische Vertretung außenwirtschaftlicher Interessen in Nahaufnahme zeigt eine Untersuchung über die ersten Nachkriegsjahre. Zu den Altlasten des Krieges gehörte ein erheblich gestörtes Verhältnis zu den alliierten Siegermächten, denen die Erfahrung mit den Doppelbödigkeiten neutraler Politik noch gut in Erinnerung war. Linus von Castelmur thematisiert die langwierigen Verhandlungen um deutsche Vermögen in der Schweiz, die von den schweizerischen Diplomaten derart erfolgreich in die Länge gezogen wurden, daß schließlich die von den Alliierten gewünschte Enteignung verhindert werden konnte.¹¹⁶ Castelmur schreibt keine Sozialgeschichte; er hält sich an die Aktenbestände, entlang derer er die Verhandlungsabläufe aufrollt. Das beteiligte schweizerische Personal wird in seinen interessenmäßigen Bindungen wenig greifbar. Was aber deutlich hervortritt, ist die übermächtige Stellung einzelner Spitzenbeamter, denen gegenüber auch die Regierung vergleichsweise machtlos war. Die Frage, »ob die Landesregierung gegenüber den Insinuationen der Bankiervereinigung«, welche die Zukunft des Finanzplatzes verteidigte, »nicht allzu hörig gewesen« sei, taucht beiläufig auf.¹¹⁷ Die von Castelmur beschriebene Politik

113 André Lasserre, *Frontières et Camps. Le Refuge en Suisse de 1933 à 1945*, Lausanne 1995; siehe die Kritik von Georg Kreis, in: *Schweizerische Zeitschrift für Geschichte* 45, 1995, S. 547 ff.; von Stefan Mächler, in: *Traverse. Zeitschrift für Geschichte* 2, 1995, H. 3, S. 158 ff. (dort auch Hinweise auf weitere Literatur zum Thema).

114 Charlotte Weber, *Gegen den Strom der Finsternis. Als Betreuerin in Schweizer Flüchtlingsheimen 1942–1945*, Chronos Verlag, Zürich 1994, 288 S., kart., 38 Sfr.

115 Theo Tschuy, *Carl Lutz und die Juden von Budapest*. Vorwort von Simon Wiesenthal, Verlag NZZ, Zürich 1995, 446 S., Ln., 58 Sfr.; die Arbeit von Tschuy ist teils sorgsam recherchiert, enthält aber auch grobe Irrtümer.

116 Linus von Castelmur, *Schweizerisch-alliierte Finanzbeziehungen im Übergang vom Zweiten Weltkrieg zum kalten Krieg. Die deutschen Guthaben in der Schweiz zwischen Zwangsliquidierung und Freigabe (1945–1952)*, Chronos Verlag, Zürich 1992, 421 S., kart., 58 Sfr.

117 Ebd., S. 155; zum Verhältnis von Regierung und Bankiervereinigung siehe auch das aufschlußreiche Protokoll einer Besprechung vom Juni 1945, ediert und kommentiert von Sébastien Guex und Marc Perrenoud, in: *Traverse. Zeitschrift für Geschichte* 2, 1995, H. 3, S. 126–138.

war zweifellos erfolgreich; zuguterletzt zahlte die mittlerweile gegründete Bundesrepublik in den frühen 1950er Jahren in dankbarer Anerkennung der schweizerischen Wahrung deutscher Interessen sogar einen erheblichen Teil der Kredite zurück, mit denen die Schweiz die Kriegsführung von Hitler-Deutschland unterstützt hatte.

Das Funktionieren des schweizerischen Finanzplatzes in Krieg und Frieden ist sehr unzulänglich erforscht.¹¹⁸ Daran erinnert gegenwärtig der erneut aufflammende Streit um die Vermögen verschollener jüdischer Opfer des Holocaust in schweizerischen Banken, eine Angelegenheit, die fünfzig Jahre nach dem Ende des Krieges unglaublicherweise noch keine definitive Regelung gefunden hat.¹¹⁹

9. DIE SCHWEIZ NACH 1945

Die Geschichte der Schweiz in den Zeiten des Krieges ruhte lange, bis die wissenschaftliche Bearbeitung einsetzte; erst recht gilt dies für die Nachkriegszeit, die neuerdings nun aber eine rasch zunehmende Aufmerksamkeit findet. Fragen der Zäsur oder Kontinuität über das Jahr 1945 hinweg, die in Deutschland eine besondere Rolle spielen, wurden noch kaum aufgegriffen, obwohl sie auch in der Schweiz von Belang wären.¹²⁰ Die in den frühen 1980er Jahren erschienene »Geschichte der Schweiz und der Schweizer« unternahm erstmals den Versuch einer Gesamtschau, die zwar noch kaum auf Forschungsarbeiten aufbauen konnte, doch viele Probleme zumindest anschnitt.¹²¹ Für den wichtigen Kanton Zürich liegt nun ein weiterer Überblick vor, der das Gewicht noch stärker auf den tiefgreifenden gesellschaftlichen Wandel nach 1945 legt, der mir die spannendsten Fragen aufzuwerfen scheint.¹²² Weitere Regionalgeschichten, oftmals vor dem Hintergrund kantonaler Jubiläen initiiert, befinden sich in Arbeit, wobei die eingesetzten Mittel und der forschungsmäßige Aufwand zum Teil beachtlich sind.¹²³ Teile der Forschung liegen im übrigen erst in unpublizierter Form, als Lizentiatsarbeiten vor.

Enttäuschend bleibt ein von dem Berner Wirtschaftshistoriker Christian Pfister herausgegebener Band, da von den zwei Dutzend Artikeln kaum einer historisch orientiert ist.¹²⁴ Hansjörg Siegenthaler bemerkte in einem Diskussionsbeitrag anlässlich der dem

118 Siehe hierzu *Youssef Cassis/Jakob Tanner* (Hrsg.), *Banken und Kredit in der Schweiz (1850–1930)*, Zürich 1993; von großem Interesse ist zudem: *Gian Trepp*, *Bankgeschäfte mit dem Feind. Die Bank für Internationalen Zahlungsausgleich im Zweiten Weltkrieg*, Zürich 1993; siehe zudem die in Anm. 100 aufgeführte etwas ältere Untersuchung von Werner Rings.

119 Die Banken verweigerten lange jede Kooperation mit jüdischen Stellen, meldeten dann in den 1960er Jahren rund 9 Mio. Franken; im Frühjahr 1996 stellte sich heraus, daß es noch um weit größere Summen geht: Weitere 39 Mio. tauchten auf.

120 Die meisten Arbeiten folgen konventionellen Periodisierungen, behandeln entweder die Zeit vor und während oder dann nach dem Krieg; ergiebig in seinem zeitlich übergreifenden Ansatz ist *Tanner*, *Bundeshaushalt*.

121 *Peter Gilg/Peter Hablützel*, *Beschleunigter Wandel und neue Krisen*, in: *Geschichte der Schweiz und der Schweizer*, Bd. 3, Basel 1983, S. 191 ff.; siehe auch *Christoph Dejung*, *Schweizer Geschichte seit 1945*, Frauenfeld 1984.

122 Siehe den von mir selbst verfaßten Text in: *Geschichte des Kantons Zürich. 19. und 20. Jahrhundert*, Zürich 1994.

123 Ein Überblick laufender Projekte von Kantonsgeschichten findet sich in: *Schweizerische Zeitschrift für Geschichte* 43, 1993; seither noch hinzugestoßen sind Schaffhausen und St. Gallen. Von Bedeutung ist insbesondere die gut ausgestattete »Forschungsstelle Baselbieter Geschichte«, Liestal, wo auf ein Jubiläum im Jahr 2001 hin eine breite Darstellung vorbereitet wird; einige hier besprochene Dissertationen entstanden in deren Rahmen.

124 *Christian Pfister* (Hrsg.), *Das 1950er Syndrom. Der Weg in die Konsumgesellschaft*, Verlag Paul Haupt, Bern 1995, 428 S., kart., 38 Sfr.

Buch vorangehenden Tagung, diese ziele »ganz klar nicht einfach auf ein vertieftes Verständnis dessen, was sich in der Schweiz und anderswo nach dem Zweiten Weltkrieg zugetragen hat. Sie macht im Grunde ja nicht Vergangenheit zum Thema, sondern die ökologische Krise der Gegenwart.« (S. 97) Siegenthaler selbst steht als Spiritus rector hinter einem kleinen Band über die 1950er Jahre, der einen anregenden Einstieg in die Thematik bietet, insbesondere in der thematisch breit gefächerten Abhandlung von Jakob Tanner.¹²⁵

Von besonderem Interesse für die Erschließung der Nachkriegsentwicklung scheint mir der theoretische Ansatz, den Hansjörg Siegenthaler formuliert hat.¹²⁶ Vom Anspruch her umfaßt das Konzept die gesamte, gegen Mitte des 19. Jahrhunderts einsetzende Periode des modernen Wirtschaftswachstums; starke Impulse verdankt es jedoch zweifellos den Nachkriegserfahrungen, insbesondere dem Wechselbad von Wachstumseuphorie in den 1960er Jahren und deren Kippen in einer Phase heftiger gesellschaftspolitischer Diskussion, welcher ab 1973/74 der Konjunktureinbruch folgte. Siegenthaler will den krisenhaft-zyklischen Verlauf wirtschaftlichen Wachstums erklären und setzt damit eine nachgerade klassische Debatte innerhalb der Wirtschaftswissenschaften fort. Er schließt an den Perspektivenwechsel an, der mit den Enttäuschungen zusammenhängt, welche die makroökonomischen Ansätze bereiteten. Individuelle Handlungsantriebe, die er in »Nutzungspräferenzen« und den Erwartungen bezüglich Kosten und Preisen sieht, ergänzt Siegenthaler mit dem Blick auf institutionelle Arrangements und die Informationsbeschaffung der Akteure. Erst vor diesem Hintergrund erbringt der Markt seine »Koordinationsleistungen«. Die wirtschaftlichen Wechsellaugen gliedert Siegenthaler in »Strukturperioden« und »Krisen«: Die ersteren dauern so lange an, wie sich die Akteure der institutionellen Rahmenbedingungen und der erfolgversprechenden Regeln ihres Handelns gewiß sind. Die Welt erscheint als stabil und berechenbar, die Akteure investieren ihre Ressourcen; sie bilden Kapital in Form von Sachgütern und Wissen, die Wirtschaft wächst. Es gehört indes zu den nichtintendierten Folgen wirtschaftlichen Wachstums, daß dieses seine eigenen Voraussetzungen – das Zukunftsvertrauen der Akteure – allmählich untergräbt, indem sich die relativen Preise verschieben, die Entwicklung Gewinner und Verlierer hervorbringt und die Kosten zur Informationsbeschaffung steigen. Zur vermehrten politischen Partizipation gedrängt, heizen die Verlierer die sozialen Konflikte an, was die aufkommende Unsicherheit erhöht. Zu einem bestimmten, nicht prognostizierbaren Zeitpunkt kippt das Vertrauen der Akteure; Investitionen werden reduziert oder aufgeschoben, eine Krise stellt sich ein. Mit diesem Ablaufmodell kombiniert Siegenthaler zwei Vorstellungen vom sozialen Lernen: Während einer »Strukturperiode« überwiegt das »Lernen nach Regeln«, nämlich nach den als gegeben betrachteten Gewißheiten erfolgreichen Handelns; in der Krise stellt sich die Notwendigkeit des »Lernens von Regeln« ein. Grundlegende institutionelle Arrangements müssen neu ausgehandelt werden, was nur über intensivierte Kommunikation unter den beteiligten Akteuren und Kräftegruppen möglich ist. »Generell läßt sich sagen«, so Siegenthaler selbst, »daß die Krise zunächst nicht dadurch beigelegt wird, daß die Welt realiter in Ordnung gebracht würde, sondern eben so, daß man sie in einer Weise in die Ordnung des Denkens rückt, die dem einzelnen den Ort wieder klarmacht, den er in ihr hat, und ihm zeigt, wie er handeln muß, um

125 Jean-Daniel Blanc/Christine Luchsinger (Hrsg.), Achtung: die 50er Jahre! Annäherungen an eine widersprüchliche Zeit, Chronos Verlag, Zürich 1994, 158 S., kart., 28 Sfr.

126 Ausführlich formuliert in: Hansjörg Siegenthaler, Regelvertrauen, Prosperität und Krisen. Die Ungleichmäßigkeit wirtschaftlicher und sozialer Entwicklung als Ergebnis individuellen Handelns und sozialen Lernens, Verlag J.C.B. Mohr, Tübingen 1993, 258 S., kart., 74 DM; siehe auch: Ernst (Hrsg.), Kontinuität.

zu werden, was er werden will: Grundlagen rationalen Handelns werden rekonstruiert.«¹²⁷ Dieser Vorgang erfordert von den Beteiligten »fundamentales Lernen«, das über gewohnte Routinen hinausführt. Die Vorzüge dieses Modells liegen, wie Jakob Tanner hervorhebt, in der Absage an den mit schöner Regelmäßigkeit in die Irre führenden Konjunkturprognostizismus der Wirtschaftswissenschaften.¹²⁸ Fundamentale Lernprozesse, die struktur- und vertrauensbildend wirken, zeichnen sich gemäß dem Modell grundsätzlich durch Offenheit aus; weder deren genaues Resultat noch die zeitlichen Abfolgen lassen sich exakt vorhersehen. Regelhaft ist allein der Vorgang an sich, die Ablösung wachstumsfördernder, kulturell und politisch eher konservativer Phasen durch Perioden der Beunruhigung, der intensivierten Kommunikation und des Aushandelns neuer Regeln, durch Prozesse »fundamentalen Lernens« eben.

Die Kritik hat darauf hingewiesen, daß dieses Modell eigentliche Systemkrisen nicht erfassen kann. Deren Bewältigung, so sie einmal auftreten, würde allerdings »fundamentales Lernen« einer übergeordneten Ordnung verlangen, das bei Siegenthaler nicht vorgesehen ist. Gegen das »nutzenmaximierende Individuum« Siegenthalers sind Einwände möglich; unbefriedigend aber ist vor allem die dem Konzept eigene mangelhafte Einbeziehung von Macht und Herrschaft. »Innerbetriebliche Herrschaftsverhältnisse, Machtasymmetrien zwischen Männern und Frauen, sozialer Marginalisierungsdruck, gewalttätige Abwehr des Fremden, Übernutzung natürlicher Ressourcen und Umweltzerstörung: Solche Problemkomplexe bleiben in Siegenthalers Theorie unterbelichtet.«¹²⁹

Was hier nur verkürzt wiedergegeben werden kann, hat in der Forschungspraxis zur Bildung einer in der Schweiz ungewöhnlichen wissenschaftlichen Schulbildung geführt. Es wächst die Zahl der Publikationen; eine umfangreiche »Historische Statistik der Schweiz« wird die in zahlreichen Projekten erarbeiteten sozioökonomischen Grunddaten allgemein zugänglich machen.¹³⁰ Eine systematische Auswertung ausgewählter Zeitungen zur Erfassung langfristiger Trends steht noch in Bearbeitung.¹³¹ Anregendes entsteht nach meinem Eindruck am ehesten dort, wo das Konzept eigenständig und flexibel angewendet wird. Manche Autoren hingegen, die sich an die Theorie Siegenthalers anlehnen, schlagen inhaltlich wie darstellerisch öde Materialschlachten.¹³² Gelungen scheint mir Jean-Daniel Blancs Untersuchung der Verkehrspolitik in Zürich im Zeitraum von 1945 bis 1975, die den Umschlag der »Strukturperiode« der langen 1950er Jahre in die Destabilisierung überzeugend darstellt.¹³³ Die Arbeit von Thomas Gerlach über Ar-

127 Siegenthaler, S. 185.

128 Siehe die differenzierte Diskussion des Siegenthalerschen Ansatzes durch Jakob Tanner sowie Ruedi Epple, in: *Traverse. Zeitschrift für Geschichte* 1, 1994, H. 3, S. 212–235.

129 So Tanner, ebd., S. 222.

130 Heiner Ritzmann (Hrsg.), *Historische Statistik der Schweiz/Statistique historique de la Suisse/Historical Statistics of Switzerland*, Chronos Verlag, Zürich 1996, 1080 S., Ln., 168 Sfr.

131 Siehe Kurt Imhof/Heinz Kleger/Gaetano Romano (Hrsg.), *Zwischen Konflikt und Konkordanz. Analyse von Medienereignissen in der Schweiz der Vor- und Zwischenkriegszeit*, Zürich 1993; 1996 erscheint, mit denselben Herausgebern, die Fortsetzung der auf den Zeitraum von 1910–1994 angelegten Untersuchung, ein dritter Teil wird folgen (*Konkordanz und Kalter Krieg. Analyse von Medienereignissen der Zwischen- und Nachkriegszeit*, Zürich 1996); zum Projekt siehe auch: Andreas Ernst, *Öffentlichkeit – das unsichtbare Wesen mit der großen Wirkung. Konzeption und Anwendung für die schweizerische Parteiengeschichte*, in: *Schweizerische Zeitschrift für Geschichte* 46, 1996, S. 60–80.

132 So z. B. Thomas Widmer, *Die Schweiz in der Wachstumskrise der 1880er Jahre*, Zürich 1992 (siehe auch die Besprechung durch Rudolf Jaun, in: *Traverse. Zeitschrift für Geschichte* 2, 1995, H. 3, S. 270 f.).

133 Jean-Daniel Blanc, *Die Stadt – ein Verkehrshindernis? Leitbilder städtischer Verkehrsplanung und Verkehrspolitik in Zürich 1945–1975*, Chronos Verlag, Zürich 1993, 256 S., kart., 38 Sfr. (die Arbeit wurde im AfS 35, 1995, S. 593 bereits vorgestellt); zu Verkehrsfragen siehe auch:

beitgeber und Gewerkschaften weist insofern einen Zusammenhang mit Siegenthalers Theorie aus, als sie in ungewöhnlicher theoretischer Anstrengung das Verhältnis von Arbeitgebern und Gewerkschaften in der Textilindustrie thematisiert.¹³⁴ Wer nicht wegen des theoretischen Teils den Mut verliert, findet eine gut lesbare Untersuchung der »industrial relations« in den wichtigen ersten Nachkriegsjahren – ein schon öfter für bedeutsam erklärter, aber noch kaum genau untersuchter, kurzer, aber bewegter Zeitabschnitt, in dem mit der Realisierung von Vertragspartnerschaft und Sozialstaat der Weg in die Wachstumsperiode der 1950er Jahre geebnet wurde.

Die nur lose an das Periodisierungsschema von Siegenthaler angelehnte, ansonsten aber anderen Interessen folgende Arbeit von Christine Luchsinger greift die Stellung der Frauen in der Sozialversicherung (AHV) seit 1945 auf.¹³⁵ Die Untersuchung bietet eine hervorragende Einführung in die erst 1947 geschaffene Altersversicherung der Schweiz, wobei die Frage nach der Stellung der Frauen nicht etwa einen Sonderaspekt, sondern deren Grundkonstruktion erfaßt. Grundlage der Versicherungsleistungen bildete die männliche Normal(erwerbs)biographie; Frauen – ledige wie verheiratete oder verwitwete, ganz zu schweigen von den geschiedenen – wurden vielfach benachteiligt. Dem ansonsten in der Phase der Gesetzesformulierung in den 1940er Jahren präsenten englischen Vorbild (Beveridge-Plan) folgten die schweizerischen Gesetzgeber explizit nicht; in der das Gesetz vorbereitenden parlamentarischen Kommission blieben Vertreterinnen der Frauenverbände ausgeschlossen. Der Vorgang erinnert daran, daß das allgemeine Stimmrecht in der Schweiz erst 25 Jahre alt ist (1971 wurde es eingeführt), während die »älteste Demokratie« zuvor nur ein Männerstimmrecht kannte. Die Zurücksetzung der Frauen in Öffentlichkeit und Politik ist in ihren Voraussetzungen und Konsequenzen nach wie vor unzulänglich erforscht; namentlich in den konservativen 1950er Jahren beruhte sie auf einem breiten gesellschaftlichen Konsens der Männer und einer Familienideologie, die auch viele Frauen tolerierten und stützten.

*

Seit einigen Jahren wächst in der Schweiz die Ungewißheit über den weiteren Weg des Landes, über die gesellschaftliche Entwicklung, die Zukunft des Sozialstaats, das Verhältnis zu Europa und zur übrigen Welt. Ein staatlich gefördertes »nationales Forschungsprogramm« zum Thema »Kulturelle Vielfalt und nationale Identität« sollte Orientierungswissen bereitstellen.¹³⁶ Im Jahr 1991 hatte man mit viel Aufwand den 700. Geburtstag der Eidgenossenschaft begangen, mit dem Blick auf eine mittelalterliche Urkunde, welche erst das ausgehende 19. Jahrhundert zum Gründungsakt der Nation stilisierte. Das Gedenkjahr erschien vielen als willkommener Anlaß, wieder einmal die beruhigende Kunde von der Kontinuität des eigenen Staatswesens zu verbreiten. Indes vertiefte die patriotische Selbstschau nur das Dilemma: Solange zwei waffenstarrende Heerlager Europa in bedrohlichem Gleichgewicht beherrschten, nahm die Schweiz einen

Urs Fuhrer (Hrsg.), *Wohnen mit dem Auto. Ursachen und Gestaltung automobiler Freizeit*, Zürich 1993.

134 *Thomas Gerlach*, *Ideologie und Organisation. Arbeitgeberverband und Gewerkschaften in der Schweizer Textilindustrie 1935–1955. Eine Studie zur Logik kollektiven Handelns*, Stuttgart 1995.

135 *Christine Luchsinger*, *Solidarität, Selbständigkeit, Bedürftigkeit. Der schwierige Weg zu einer Gleichberechtigung der Geschlechter in der AHV 1939–1980*, Chronos Verlag, Zürich 1995, 213 S., kart., 38 Sfr.

136 Eine Zusammenfassung der Resultate erschien von *Georg Kreis*, *Die Schweiz unterwegs. Schlußbericht des Nationalen Forschungsprogramms 21 »Kulturelle Vielfalt und nationale Identität«*, Basel 1993.

vergleichsweise gemütlichen Platz im Zuschauerrang ein; seither verfällt das Land – »eingekreist von Freunden« – tiefer Verunsicherung. Seinen politisch folgenreichen Niederschlag fand dies in der Ablehnung einer vertraglich engeren Anbindung an die EU im Dezember 1992, bewirkt von einer geschickt orchestrierten rechts-populistischen Kampagne, welche die griffigen Bilder einer Vergangenheit stolzen »Alleingangs« beschwor.

Schon stehen weitere Jubiläen ins Haus, die in voraussehbarer Weise die historische Publizistik und den Ausstellungsbetrieb zu Höchstleistungen beflügeln werden. 1998 jährt sich die Gründung des modernen Bundesstaats (1848) zum 150. Mal; zugleich sind 200 Jahre vergangen, seitdem die französischen Revolutionsheere 1798 die erstarrte Ordnung der »alten Eidgenossenschaft« zum Einsturz brachten; und vor 350 Jahren, im Westfälischen Frieden von 1648, löste sich die Schweiz endgültig vom »Heiligen Römischen Reich deutscher Nation«. Welchen Anlaß soll man feiern und wie? Die Frage führte bereits zu historisch-politischen Debatten im nationalen Parlament, das sich gegen »1798« entschied –, schließlich handelte es sich um eine militärische Besetzung durch eine ausländische Macht, die in der Innerschweiz auf blutigen Widerstand stieß (von der Mehrheit der Bevölkerung aber als Zeichen zum Sturz der ungeliebten »Herren« begeistert begrüßt worden war). Regionale und konfessionelle Empfindlichkeiten stoßen aufeinander. Denn auch »1848« ist als Gedenktermin nicht unproblematisch, kam es doch zur Geburtsstunde der modernen schweizerischen Demokratie erst nach der militärischen Niederwerfung des katholisch-konservativen »Sonderbunds« durch die liberalen und reformierten Kantone. Gewitzte Gegner der Annäherung an die Europäische Union schließlich zogen den »Westfälischen Frieden« aus der Tasche: Eine Inszenierung des schweizerischen »Alleingangs« in Erinnerung an dieses fernab liegende Datum würde ihnen am ehesten aus dem Herzen sprechen. Wo die Wurzeln schweizerischer »Freiheit« liegen und welche Freiheit denn gemeint sei – diese Frage wird weiterhin die Gemüter bewegen. Die ausschlaggebenden Antworten dürften nicht von Historikern kommen.